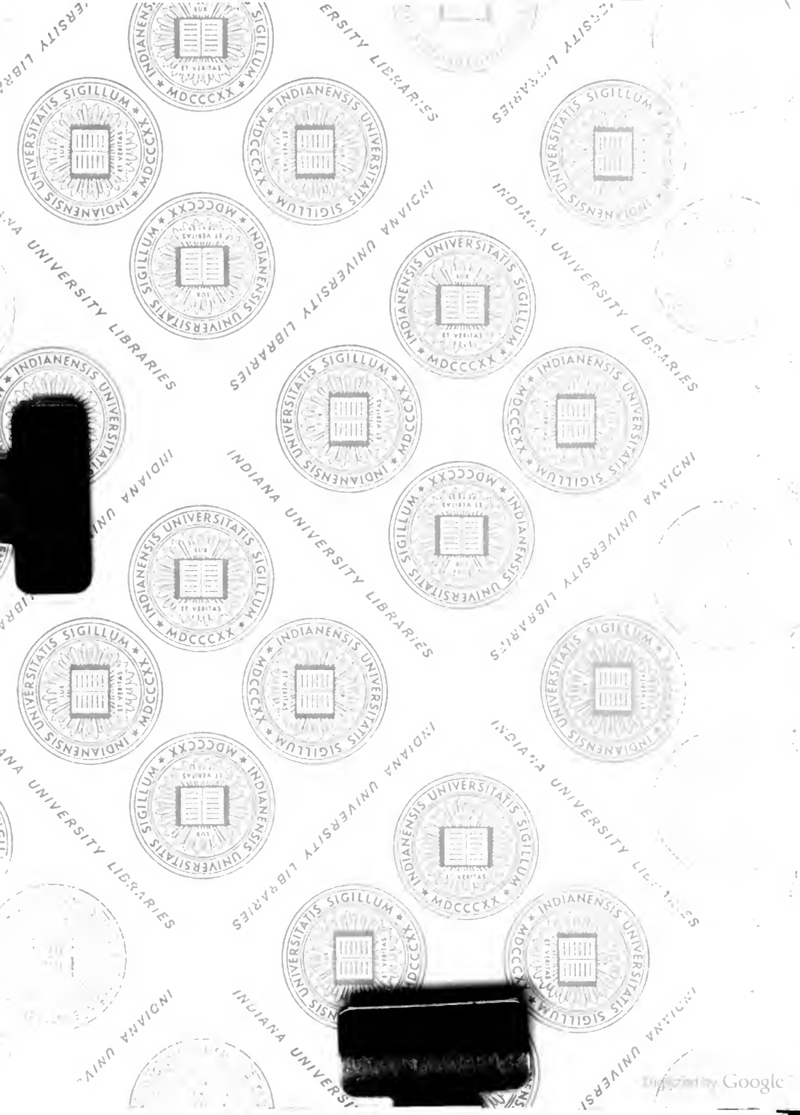
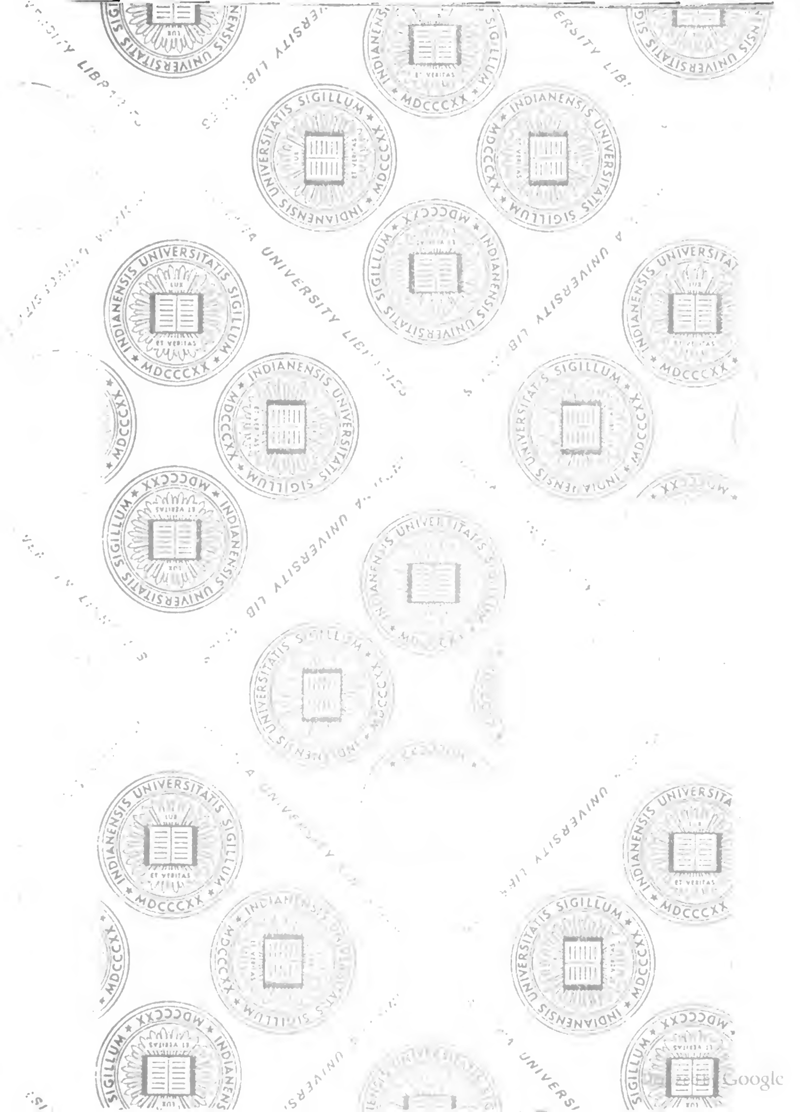




Das gut alt teutsch Schwankbuch

Das ist:

Artige Mären und lose Schwänklein von mutwilligen Rittern, schelmischen Pfaffen und Scholaren / als auch gelustigen Weiblein / schlimmen und lieben / alten und jungen / wie unsere Altvordern zur Zeit des Minnesanges sie gesungen und gesagt haben



Aus dem Mittelhochdeutschen sinngetreu, gereimt und ungereimt, in unserer Zeiten Sprache übertragen von

Ernst von Wolzogen

Verlag der Freude / Wolfenbüttel
(Georg Koch und Paul Zieger)

Vorwort

Es will mich wohl getan und aller Mühen wert bedünken, in diesen trübsten Tagen deutscher Schmach und dumpfer Verzweiflung alle Winkel der Vergangenheit zu durchstöbern und daraus hervorzuziehen, was irgend dazu helfen kann, uns sieche Hinterbliebene des furchtbarsten aller Kriege zu einem Stündlein des Vergessens in Fröhlichkeit, zu ein wenig Freude an unserem Deutschtum zu verhelfen. In dem Bestreben, auch meinerseits meinen armen Volksgenossen zu solchen Trostbröcklein zu verhelfen, erinnerte ich mich eines Tages der alten deutschen Schwankdichter, oder richtiger gesagt: Verfertiger von Reimschwänken, — denn Dichter kann man diese biederen Spielleute mit gutem Gewissen nicht nennen — die zu derselben Zeit, da der ritterliche Minnesang in ganz Europa blühte, für das deutsche Volk die welschen contes, fabliaux, novelle, farse und faceciae bearbeiteten oder auch bodenständige und selbst erfundene ergötzliche Geschichten in Reime brachten. Ich erinnerte mich, daß mein verehrter Lehrer in Straßburg, Wilhelm Scherer, mich für einige dieser spaßhaften Erzähler wie z. B. Konrad von Würzburg erwärmt hatte und so nahm ich denn von der Hagens „Gesamtabenteuer" wieder einmal vor, um darin nach herzhaft lustigen Späßen zu suchen, die etwa noch frisch und für unsere Zeit genießbar geblieben wären. Ich gedachte ein Seitenstück zum Boccaccio oder zu Balzacs „Contes drôlatiques" zu liefern, mußte mich aber bald überzeugen, daß zu solchem Unternehmen doch kein ausreichender Stoff in den hundert Schwänken, Erzählungen und Legenden, die von der Hagen mitteilt, vorhanden sei, indem die meisten dieser Stücke für unsern Geschmack allzu salzlos oder aber auch allzu derb sind. Zudem haben sich die biederen Verfasser durch die unglückselige Reimwut fast alle den glatten Fluß der Erzählung verdorben, denn der Reimzwang verführte sie, dieweil sie gar zu wenig Sprachgewandtheit und bildnerische Schöpferkraft besaßen, fortwährend dazu, ihre herzlich schlechten Verse mit nichtssagenden Füllwörtern und abgegriffenen Wendungen voll zu stopfen, die den ganzen Satzbau aus den Fugen und den Leser zum Gähnen bringen.

So kam ich schließlich dazu, nur 12 Geschichten auszuwählen und diese ganz frei in der Form, in einem altertümlich gefärbten Hochdeutsch nachzuerzählen, jedoch unter strenger Wahrung des ächten Tones, sowie auch der Gesinnung der Verfasser. Am meisten Freude hat mir selber das Nachdichten in artigen Reimen gemacht; doch in der Erwägung, daß man heutzutage bei uns sehr ungern gereimte Erzählungen liest, habe ich die meisten Schwänke in ungereimter Rede vorgetragen. Der Leser kann sich also darauf verlassen, daß die vorliegende Ausgabe nur Schwänke bietet, die aus dem Geist ihrer Entstehungszeit (12. und 13. Jahrhundert) herausempfunden und in der Form ihren Originalen getreu nachgebildet sind, jedoch mit Ausmerzung der uns störenden Unzulänglichkeiten der alten Reimschmiede.

Da meine Hauptabsicht bei Abfassung dieses kleinen Werkes dahin geht, die verlöschende Freude an unserm Deutschtum, den Stolz auf unsere Vergangenheit neu beleben zu helfen, so habe ich mein Augenmerk darauf gerichtet, in erster Linie solche Stücklein auszuwählen, welche den deutschen Humor von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen. Im allgemeinen war ich bestrebt, nur Originalschwänke zu bieten; aber auch in den wenigen Stücken, welche unter allen Völkern beliebte Stoffe behandeln und vermutlich nach italienischen oder französischen Mustern bearbeitet wurden (wie z. B. „Irregang und Girregar" und „Wie man böse Weiber zähmt") zeigt der handwerklich ungeschickte deutsche Bearbeiter doch in erfreulicher Weise die Überlegenheit des deutschen Gemütes über den welschen Witz. Wo bei den welschen Vorbildern die gemeine Schadenfreude gegenüber den Geprellten, das Behagen an der erotischen Zweideutigkeit oder gar die Lust an der wüsten Schmutzerei verletzen, da weiß uns der deutsche Nachahmer durch seine fromme Einfalt, seine ungeschminkte und deshalb nicht frivole Derbheit zu versöhnen. Witz, das heißt ein fein geschliffener Geist, offenbart sich nur sehr selten in diesen, von unbeträchtlichen, kleinen Leuten geschriebenen Schwänken, dafür aber weisen sie jene Altmänner-Schalkhaftigkeit auf, die immer das beste Teil unseres literarischen Humors gewesen ist, von dem Zwingäuer bis auf Gottfried Keller.

Eine Fleißprämie für Töchterschulen soll dieses fröhliche Buch nicht darstellen; darum bedarf es auch keiner Entschuldigung, daß schier ausschließlich die geschlechtlichen Beziehungen jenen mutwilligen alten Herrn zu ihren Späßen herhalten müssen. Das ist einmal von grauester Vorzeit her so gewesen und wird wohl bis ans Ende der Menschheit dabei bleiben, daß der arme Hahnrei oder der in fremden Jagdgründen ertappte Liebeswilderer den Gegenstand des allgemeinen Gelächters bildet. Wer sich darüber sittlich entrüstet, der hat das Recht verwirkt, über menschliche Dinge mitzureden, dieweil er den Urgrund aller Menschlichkeit nicht kennt, oder heuchlerisch verleugnet. Die von mir ausgewählten Geschichten sind also fast sämtlich erotischer Natur, jedoch mit Ausschluß grober Zoten, an denen es in von der Hagens 100 Abenteuern auch nicht mangelt. Bei der Geschichte vom „Rädlein" habe ich eine Zeitlang geschwankt, ob sie noch mit unsern Begriffen von Wohlanständigkeit einigermaßen zu vereinigen wäre. Aber schließlich habe ich mich doch für die Aufnahme dieses, allerdings starken Tabaks entschlossen und zwar aus einem zwingenden Grunde: ihr Verfasser ist nämlich von allen den bekannten oder namenlosen Reimern dieser mittelalterlichen Schwänke der einzige, den man mit Fug einen Dichter nennen darf. Sein Vortrag ist stellenweise so reizend, die Bildkraft seiner Gleichnisse so schön und seine übermütige Laune so hinreißend, daß ich ihm in meiner Nachdichtung hie und da beinahe wörtlich folgen konnte und wenig aus Eigenem hinzuzutun brauchte, um ein, auch für uns Heutige, genießbares Gedicht aus meiner Vorlage zu formen. Es scheint übrigens, daß der Sang vom Rädlein jenes sonst gänzlich unbekannten Johannes von Freyberg seinerzeit weit verbreitet und sehr beliebt gewesen sein muß, denn das Volkslied hat schon sehr frühe Stellen daraus wörtlich übernommen. Ich meine Vers 435 ff. des Originals:

Und waere daz mer tinte
Und der himel perminte,
Und alle sterne daran
Beide, sunne unde man',
Gras, griez unde loup

darzuo der kleine sunnenstoup,
daz daz waeren pfaffen und schribaere,
den waer 'ez allen ze swaere,
daz sie vol schriben und vol lesen
künden, wie sanft mir ist gewesen.

So heißt es z. B. in dem heute noch am Vogelsberg gesungenen Liede: „So grün als ist die Heide", im zweiten Vers: „Wenn von Papier der Himmel wär' und jeder Stern ein Schreiber, und jeder Schreiber hätt' 1000 Händ' – sie schrieb'n nicht unsere Lieb' zu End'."

Ich stehe nicht an, das Rädlein überhaupt für die schönste Perle der deutschen Schwankdichtungen zu erklären.

Die Aufnahme des „Meyer Helmbrecht" bedarf vielleicht eher einer Entschuldigung, weil diese lange Erzählung Werner des Gärtners im Grunde durchaus kein harmloser Schwank, sondern vielmehr eine bitterscharfe, grotesk verzerrte Satire darstellt auf das Raubrittertum und die fürchterliche Verwilderung, die dessen Nachahmung durch das niedere Volk hervorrief. Weil aber gerade dieses Stück zeitgeschichtlich so bedeutsam und auch in der künstlerischen Darstellung schon im Original wirksam ist, so mochte ich es in meiner Ausgabe nicht missen und ich denke, jeder Leser dieses Buches, der nicht nur aufs Lachen und den leichten Sinnenkitzel aus ist, wird diese ernste Unterbrechung in der Reihe lustiger Späße nicht übel vermerken.

Gleichwie die Verarmung unseres Vaterlandes das ganze deutsche Volk mit hoffentlich heilsamem Zwang zur Einfachheit und Mäßigkeit in seinen Tafelfreuden, zur Bescheidenheit in seinen Ansprüchen an Schmuck und Fülle des Lebens erziehen wird, so wäre im Gefolge dieser Erziehung auch eine Umstellung unseres Kunstgeschmackes heilsam und erwünscht. Es könnte uns zum mindesten nicht schaden, wenn wir von der nervös reizsamen Hexenküche des Expressionismus oder sonst welcher moderner Stilfexereien uns wieder zur Freude an unverschminkter Menschlichkeit und herzwarmer Einfalt zurückfänden. Das eine bleibt unbestreitbar: so viel Geist viele Hervorbringungen der neuesten künstlerischen Richtungen auch

aufweisen mögen — Herz besitzen sie schon lange nimmer. Freilich, wessen Geschmack bereits rettungslos völkisch entwurzelt ist, der wird diese Altvordern-Schwänke mit einem Achselzucken beiseite legen. Wer aber in seinem tiefsten Innern ein gut alt teutsch Winkelchen sich bewahrt hat, dem werden sie Freude machen und im Glauben an die gesunde Kraft deutschen Empfindens bestärken.

Wer durch diese ausgewählten Proben etwa Lust bekommt, das volle Hundert der „Gesamtabenteuer" von „Friedrich Heinrich von der Hagen" (Cottas Verlag 1850) kennen zu lernen und nicht imstande ist, das Mittelhochdeutsche mühelos zu lesen, für den ist durch eine peinlich wortgetreue gereimte Übertragung von Paul Harsmann im Verlage von Georg Müller gesorgt.

Puppling, bei Wolfratshausen in Oberbayern
im Nebelung des schwarzen Jahres 1919.

Ernst Ludwig Freiherr v. Wolzogen.

Aristoteles und Phyllis

Ungefähr dreihundert Jahre vor der Geburt unseres Herrn und Heilandes war in Griechenland ein König gesessen, namens Philippus, von dem die Historia des Rühmlichen viel zu berichten weiß. Sein Land Macedonia war nur klein; aber an Weisheit, Milde und stolzem Mute tat er es den größten Königen gleich. Dem Philippus und seiner schönen Königin Olympia hatte Gott ein Kindlein verliehen, das hernachmal die halbe Welt bezwingen und den Beinamen des Großen an seinen Namen Alexander heften sollte. Der Königssohn war schon als junges Kind vollkommen an Schönheit des Leibes und des Angesichtes und mit Eifer allen ritterlichen Tugenden ergeben. Darum war sein königlicher Vater beflissen, das Herrlein in Zucht und Sitten, sowie in allen Künsten unterweisen zu lassen, und waren ihm die ersten Meister in diesen Dingen nur eben gut genug als Lehrer. Da nun von allen gelahrten Männern seiner Zeit keiner in höherem Ansehen stund, denn der Grieche Aristoteles, so vertraute König Philippus seinen Alexander der Weisheit dieses Meisters aller Wissenschaften an, und Aristoteles säumte auch nicht, dem Rufe des Königs zu folgen und vermaß sich ernstlich, dem Prinzen das feste Steuer seines wohlgeübten Geistes mitzugeben auf seine vorhabende Reise in die Fährlichkeiten und Abenteuer der großen Welt. Des war König Philippus wohl zufrieden und vergalt ihm seine Mühe mit hohen Ehren und kostbarem Gute.

Des Königs Palast war von einem großen wohlgepflegten Lustgarten umgeben, und inmitten anmutiger Blumenbeete, versteckt in einem schattigen Gehölze, war ein artiges Häuslein vorhanden, das räumte der König dem Meister und seinem Schüler ein, damit er gänzlich ungestört von dem bunten Getriebe des Hofes seinen Studien obliegen könne. Nun erging es dem Prinzen Alexander nicht anderes, als wie es auch heutzutage noch hochgemuten wilden Knaben ergehet, sobald die Schulmeisterei Hand an sie legt. Das Abc und Einmaleins ging ihm wohl leicht genug ein; aber lieber mochte er doch sein Rößlein tummeln und mit den Jünglingen sich in allerlei Kampf und Spiel messen, denn seines

greisen Meisters Lehren lauschen. Und als er vollends in die Jahre kam, da ihm der erste Flaum zu sprossen begann und seine Gedanken allbereits des Ahnens voll waren um der Minne süße Lust und geheimes Wesen, da wollte ihm die Zeit, so er an Physik und Metaphysika dahingeben sollte, schier als ein Raub an seiner feurigen Jugend bedünken.

Freilich, sein berühmter Pädagoge, der große Aristoteles, war kahl von Haupte, krumm von Rücken und steif von Knochen, und wenn Alexander ihn nicht rechtzeitig ermahnte, so geschah es wohl, daß von seinem Nasenzipfel ein Greisenkränlein auf das vorhabende Pergamen tröpfelte; hingegen war seine minder berühmte Pädagogin in der ars amandi kaum sechzehn Jahre alt, schlank und rank wie ein jung Rehlein, zart von Haut und Farbe wie ein reifer Pfirsich und munter wie ein Kätzlein. Unter so bewandten Umständen war es dem Prinzlein kaum zu verargen, daß er der Meisterin der Minne alsbald mit noch größerer Verehrung anzuhangen begann als dem Meister der Philosophia.

Mit gedachter Pädagogin der Minne hatte es aber folgende Bewandtnis: die Königin Olympia hatte unter der Schar ihrer Kammerfrauen und Dienerinnen auch das einzige Töchterlein des Hofegärtners, die kindjunge Phyllis aufgenommen. Weil sich nun das junge Ding schier täglich in des Königs Lustgarten bei den Blumen und bei dem Obste zu schaffen machte, so konnte es nicht ausbleiben, daß es dem Prinzen häufig begegnete. Und weil das Mägdlein gar so lieblich war, schelmisch blickte und freundlicher Rede muntere Antwort gab, so war es weiter kein Wunder, daß Prinz Alexander an ihr Wohlgefallen fand. Es ging nun wie es immer zu gehen pflegt, solang die Welt besteht. Jung Alexander entbrannte zu dem süßen Kinde in heller Minne Glut. Wo er stand und saß, trug er Phyllis im Gemüte und ihm ward zu Sinne, als ob alles Leid der Welt sein junges Herz belaste und wußte sich nicht aus noch ein vor seiner Sehnsucht großem Wehe. Das währete so lange, als bis er, der Königssohn, eines Tages den Mut gewann, dem holden Kinde gerade heraus zu sagen, wie alles in ihm nach ihr tobete. Dem Mägdlein sagte er damit nichts Neues: es wußte längst, wie es um das Prinzlein stunde und war auch um das rechte

Heilmittel keineswegs verlegen. So gelobten sie sich denn treue Freundschaft in aller Unschuld, und in aller Unschuld auch empfing sie den Knaben in ihrem Gemach und erbarmte sich aus reinem Mitleid seiner Unwissenheit über der Minne Werk und Wesen. Von der Zeit an erlebte Meister Aristoteles nicht mehr viel Freude an seinem königlichen Schüler, derweil dieser mit offenen Augen vor sich hinträumte und so oft er zur Antwort aufgerufen ward, schier fremd um sich blickte, als ob er eben aus fernen, fernen Landen heimgekehrt seie und sich hierorts nimmer zurechtfinden könne. Da ergrimmte der oberste der sieben Meister Griechenlands, schnaubte ihn zornig an und schwang wohl gar seinen Bakel wider Alexandern, den zukünftigen Bezwinger des Erdkreises. Der weise Mann zweifelte auch nicht lange an der Ursache solch wunderlichen Wesens seines Zöglinges, denn er wußte wohl, daß Königin Minne alle Kreatur zeitweilig in Blödheit und Wirrnis zu verstricken die Macht habe; und ob zwar er selbst die holde Phyllis niemals von Angesicht sahe, so war ihm doch lustwandelnderweise oftermalen ein Flüstern und bängliches Erseufzen in dunklen Laubengängen, ein plötzlich Auseinanderstieben schattengleicher Gestalten und verdächtiges Rascheln im Buschwerk keineswegs entgangen. Da er nun vom Hörensagen wußte, daß dem Hofegärtner ein Töchterlein erblühet sei des gleichen Alters wie der königliche Prinz, so zögerte er nicht länger, vor König Philippus und Königin Olympia hinzutreten und seine Klage wider Phyllis als wider die mutmaßliche gefährliche Zauberin und arglistige Hexe fürzubringen. Die Königin, als welche große Stücke hielt auf ihre allerliebste Dienerin, nahm zwar der jungen Phyllis Tugend voller Eifer in Schutz, der König jedoch ließ sich hierdurch nicht abhalten, seinem Söhnlein mit einem ganzen Zuber voll eiskalter Scheltworte über den Kopf zu kommen und obendrein der Gärtnerstochter den Hof zu verbieten und sein Prinzlein gar in ein sicheres Landhaus, fernab der Stadt, einzusperren. Da sollte es von nun ab einzig seinen Studiis obliegen und aller junkerlichen Lust mit Weidwerk, Federspiel, Roß und Hund entsagen.

Des war der nachmals große Alexander übel zufrieden und maulte böslich wider seinen berühmten Präzeptor. Die holde Phyllis aber sann auf Rache.

Und derweil der Weiber Sinn, seien sie gleich noch kinderjung, zu nichts geschickter ist, denn zu listigen Ränken wider die Störenfriede ihrer Minnelust, so bedurfte sie nicht gar langer Weile, um ihren Racheplan zur Reife zu bringen.

Eines Morgens im Lindung, als die liebe Sonne schon heiß am Himmel brannte, derweilen noch der Tau an den Gräslein glinste, machte sie sich nahe bei dem Gartenhause des großen Aristoteles mit ihren Blumen zu schaffen. Der großen Hitze gewärtig, hatte sie nur ein federleicht Gewand angelegt und die Strümpfe gar fortgelassen von den Füßlein. So huschte sie auf blanken Sohlen durch das Gras, und weil ihr das Schwänzlein ihres Gewandes im Wege war, auch wohl von dem nassen Tau Schaden nehmen konnte, so raffte sie solches empor bis über die Knie, wohl wissende, daß Herr Doktor Aristoteles am offenen Fenster über seinem Folianten hockte, und ferner wohl wissende, daß ihre Beinlein von dem Schöpfer aller Dinge gar meisterlich gedrechselt, weiß wie frische Schneeflocken und glatter denn poliertes Elfenbein seien. Und während sie sich nach den Blumen bückte, blinzte sie fleißig zwischen den sammetigen Wimpern nach dem Philosophen hinüber wie ein Falke auf dem Aste. Es währte auch nicht lange, so gewahrte sie, daß er, von ihrem leisen Singen aufmerksam geworden, über seine große Brille hinweg nach ihr hinäugte und mit lauterem Wohlgefallen all ihre Lieblichkeit umfing. Des war die Schelmin baß zufrieden und säumte nicht, aus ihrem Gewand einen Schoß zu bilden, darein sie ihre Blumen bergen konnte, ungeachtet, daß hierbei nicht zu vermeiden war, daß sie noch ein weniges mehr von den schlanken Säulen entblößen mußte, auf denen ihres Leibes junge Herrlichkeit ruhete. Darob entfuhr dem Aristoteles ein harter Seufzer, denn wie alt und ehrenwert er gleich war, hatte doch die Schönheit noch nicht ihre Macht über sein Blut verloren. Die Schelmin Phyllis stellte sich erschrocken, richtete sich auf und wandte ihm ihr Antlitz zu, als ob sie seiner eben erst gewahr würde.

„Pfui, alter Herre," schalt sie errötend, „was guckt Ihr so scharf! Ich muß mich ja schämen, — vermeinete, ich seie ganz allein im Garten. Geht doch weg vom Fenster, derweil ich meine Blumen schneide." Dies sagende, zog sie die

helle Stirn kraus, griff in ihr Gewand und warf hinzuspringend dem Meister eine Hand voll feuchter Blüten ins Gesicht.

Mit solcher Strafe war Aristoteles wonnesam grunzend zufrieden, traf auch keinerlei Anstalt, seinen Platz zu räumen, sondern lud vielmehr mit Worten und Gebärden die holde Gärtnerin ein, doch lieber ein wenig näher zu treten, in seiner Klause kühler Dämmerung von ihrem Morgenwerke auszuruhen und ihm ihre Blumenbeute vorzuweisen. Die Schelmin aber ließ sich noch eine ganze Weile bitten, bevor sie sich von seinen Zuckerreden besiegt gab und seiner Studierstube Schwelle zögernd überschritt.

Wie nun der Philosoph jene beiden Säulen von Elfenbein und den Blütenschoß nur drei Schritt von sich entfernt erblickte, da ward ihm zumute, als ob Frau Minne selbst auf seinem kahlen Scheitel den Kreisel treibe. Seine Augen traten ihm schier aus den Höhlen und seine Zunge feuchtete sich vor hitzigen Gelüsten. Dieweil er nun nicht mehr viel Zeit im Leben zu verlieren hatte, so ging er ohne weiteres Überlegen auf sein Ziel los, umfing das holde Kind mit seinen Armen und kitzelte ihr rosiges Ohr mit seinem Greisenbart, indem er ihr zuraunte, daß er nicht nur den Göttern reichlich opfern, sondern ihr selber auch die Blumen in ihrem Schoße zu eitel Gold verwandeln wolle, falls sie sein heiß Gelüsten zu stillen bereit sei. So ward denn offenbar, daß kein Mann, so weise, noch von Alter so greise, wenn ein Weiblein ihn erhitzt, so wird er gefangen an der Minne Leimrute, vergleichbar dem wilden Vogel, und begibt sich aller Freiheit seines Geistes, mit der er sich bei klaren Sinnen über die höchsten Berge erhoben und klebt nun an dem Zauberzweig, mag sich rühren und zappeln wie er will, bleibt doch gefangen wie an hänfenem Stricke von des Weibes Augenspiel.

„Meister, was mutet Ihr mir an!“ rief da das schöne Kind und flammte auf in züchtigem Zorne. „Ich komme zu Euch in Ehren, wohl wissende, wer Ihr seid. Vor Eurer Weisheit beuge ich mich so tief, daß ich gern eine Meile weit laufen möchte, selbst wenn ich siech und schwach wäre, könnte ich Euch damit nur Liebes tun.“

Da sprach der Meister: „Gramerci, du holde Creatüre. Meinst du es also wohl mit mir, so tu dich doch erbarmen über mich viel Armen! Ist niemand hier, dann du und ich. Schau, all mein Wissen und mein Denken ist mir durch dich verwirret. Ich bin durch manches Land gefahren und sahe doch wohl nie ein Kind so wohlgetan. Wie kann ich deine Huld erwerben? – Da, schau den wohl bewahrten Schrein; er birgt mein Silber und mein Gold und manchen köstlich seltnen Stein. Nimm dir daraus, soviel du willst."

„Ei," sprach die Holde, „daß ich eine Närrin wär, mein Magdtum also töricht zu verlieren," und stieß ihn hart von sich. „Wenn Ihr nicht wollt, daß ich das Gesinde zusammenschreie, so lasset Eure Hände von mir, Meister." Indem sie sich so schwer gekränkt stellte, ließ sie ihre Äuglein umgehen im Gemach und gewahrte alsbald einen Sattel, der auf einem Bocke ruhte. Und nach Kinderweise sprang sie vom Zorn alsbald in Neugier über und begehrte von dem gar verstörten Alten zu wissen, was denn der Sattel bei ihm zu schaffen habe? Ob er denn noch zu Rosse steige?

„Oh nein," gab der Meister erbärmlich seufzend zur Antwort. „Die Rosse haben vor mir Ruh. Dies ist meines prinzlichen Schülers Sattel. Den behüte ich bei mir, weil sein Vater, der Herre König, befohlen hat, daß er zur Strafe, weil er seine Studien letzthin so arg vernachlässiget, sein Roß Bucephalos nimmer tummeln solle, ehvor er sich gründlich gebessert habe."

Da sprach das Mägdlein voller Arglist: „Ei, lieber Meister, ich wüßte wohl, wie Eurer Not zu helfen sei, ohne daß ich Euch an Eurem Schatze Schaden täte und auch nur eine Mark Wert Silbers von Euch nähme."

„Sprich schnell, du holde Venusinne!" rief da Aristoteles, erglühend bis über sein kahl Haupt: „wie könnte solches geschehen?"

„Indem Ihr Euch zu einem Spiel hergebt, das mir just durch meinen Sinn fährt," sprach sie lustig lächelnd, also, daß alle ihre schlohweißen Zähnlein zwischen ihren Rubinenlippen aufleuchteten. „Ich möchte nur einmal auf des Prinzen Alexanders Sattel durch den Garten reiten – – und Ihr sollt mir das Rößlein dazu abgeben!"

„Ich?" verwunderte sich Aristoteles. „Wie sollte das geschehen?"

„Ei, nun ganz einfach," erwiderte Phyllis, indem sie den Sattel vom Gestelle nahm. „Ich schnalle Euch das Ding da um den Rücken und Ihr traget mich auf allen Vieren artig zwischen den Wegen herum."

Ohne seines Einspruchs weiter zu achten, zog sie den Philosophen bei der Hand zur Tür hinaus, duckte ihn bei den Schultern hernieder auf seine Knie und seine Hände, legte ihm ihres Liebsten Sattel auf den Rücken und ihren seidenen Gürtel als Zaum in seinen Mund. Darauf stieg sie rittlings über ihn und trieb ihn an mit Zügelzug und lautem Hü! he! hophop! Obzwar sich nun der greise Vierbeiner mit nichten zum Trabe aufraffte, so tappte er doch, so hurtig er eben vermochte, auf Händen und Knien voran, eher einem hundertjährigen Krokodil vergleichbar in der Zierlichkeit und Geschwindigkeit seines Laufes, denn einem munteren Gaule. Seiner quecksjungen Bereiterin aber dünkte der alte Echsenschlich zu wenig vergnüglich, also daß sie ihm mit ihren rosigen Häxlein den gelehrten Ehrenbauch spornte und mit einem Lilienstengel, den sie im Vorüberreiten abknickte, ihm sein hoch gelupftes Hinterteil peitschte. Solches verdroß den alten Gauch mit nichten; vielmehr sahen seine Augen eitel wonnevoll die blütenweißen Beinlein zu beiden Seiten seines Hauptes aufleuchten, und von ihrer Füße Tritt ward ihm warm bis ins innerste Eingeweide und ihrer Peitsche Hieb genoß er wie zärtliches Gekose, also daß er in seinen seidenen Zügel schmachtend hineinkaute: „Oh du viel holde Gärtnerin, du minnigliche Süße, schone du nur deines Rößleins nicht, laß es Schenkel und Sporen gespüren."

Und Phyllis hinwiderum: „Lauf, Aristoteleslein, lauf!" und krisch dazu vor Übermut wie ein Sperber hoch in Lüften und sang mit heller Stimme ein süßes Minnelied.

So aber hatte es die Schelmin mit ihren Gefährtinnen bei Hofe, mit den Zofen und Kammerfrauen abgesprochen, daß wann sie das Lied und den Sperberschrei aus dem Garten vernehmen würden, so sollten sie alsobald den König und die Königin und den ganzen Hof zusammenrufen und eilenden Fußes sich in den Garten begeben heißen.

Und derweilen begann der alte Heide kriechenderweise nun doch die süße Last und seines Alters Bürde hart zu spüren, seufzete jämmerlich und flehte demütiglich um Beendigung des Gaukelspieles.

Da rief die Arglistige und zog ihn dabei unsanft am Ohr: „Ei nicht doch, Rößlein, wann du nach dem Stall verlangst, so mußt du wiehern!"

Und siehe, Aristoteles erhub seine Stimme und wieherte so gut er es irgend vermochte: „Ihahohahaho!" Und war in seinem Eifer, es der Grausamen recht zu machen, also verblendet, daß er gar nicht gewahr ward, wie unterweilen sich der Lustgarten mit Rittern, Knappen, Fräuelein und Mägden erfüllte, bis daß endlich laut Gelächter an sein Ohr schlug und er Philippum, den König, in eigener Person vor sich stehen sah.

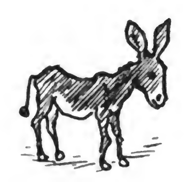
Da sprang die schlimme Phyllis von seinem Rücken, gab ihm mit dem Fuße noch einen Stoß, daß er neben den Weg in das Gras kugelte und rief: „Pfuch, alter Gauch, nun sind wir quitt! Meine Ehre wolltest du mir nehmen, darüber bist du mit Recht zu schanden kommen. Du bist nun schon den Hundert nahe und dumm als wie ein Kind von sieben Jahren. Daß dich der Teufel weiter reite — ich hab' mein Leib gerochen!"

So hub der große Meister sich unter Schimpf und Spott, verbannt von Königs Zorn und des Hofes Unglimpf davon, raffte seine Bücher, sein Gewand, sein Gold, sein Silber, seine Habe zusammen und verstauete alles heimlich nächtens in ein Schifflein und fuhr damit heim in sein Griechenland.

Er kam gefahren in eine Stadt auf einer Insel, die hieß Galicia. Da blieb er und schrieb mit Seufzen eine dicke Schrift über der schönen ungetreuen Weiber wunderliche Listen und wie das Leben und die Liebe so manchen wackren Mann versehret und verkehret, also daß er von der Minne gefangen wird wie der Fisch an dem Angel und der Vogel an dem Stricke. Und stund weiters darin zu lesen, wie der verliebten Jugend Herz und Sinn beflügelt wird durch die Kraft der strengen Minne, also daß sie in Freuden höher schwebe denn ein Edelaar, das Alter aber äffete sie und machete es gar zu schanden, also

daß kein Trotz und keine Standhaftigkeit ihm davon helfen könnte, sondern einzig die eilige Flucht.

Sotanes Büchlein hat aber der große Aristoteles nicht an den Tag gegeben — zum mindesten ist es nicht auf die Nachwelt gekommen. Seine Lehre aber bleibt auch so bestahn.



Das Häselein

Ein Ritter ritt mit seinem Hund
Von seiner Burg zur Morgenstund
Wohl über die grüne Heide
Zu fröhlichem Gejaide.
Den Sperber an der Kette hält
Die rechte Faust, das Windspiel bellt,
Das Rößlein wiehert munter —
Und so zu Tal hinunter.

Allein die liebe Zeit verrann
In müßigem Behagen,
Es gab in Heide, Flur und Tann
Kein Wildpret zu erjagen.
Kein Hamsterpelz, kein Vogelschwanz
War ringsum zu erwittern,
Dieweil im glühen Sonnenglanz
Die Lüfte schwählend zittern.
Da hält sich jed' Getier im Nest,
Der Vogel duckt sich ins Geäst,
Es träuft vom heißen Himmelszelt
Schlafzauber auf die Gotteswelt.

Der Junker ritt auf breitem Pfad
Und ließ sein Rößlein springen
Quer durch ein Kornfeld, reif zur Mahd,
In dem die Sicheln klingen.
Ei sieh! da will ein Häslein jung
Rainüber friedsam hoppeln —

Das Windspiel kriegt die Witterung
Und jagt es in die Stoppeln.
Der Ritter kappt den Sperber ab
Und läßt den Beizer steigen,
Die Ohren spitzt der heiße Rapp
Und alle Sicheln schweigen.
Doch hin und her und kreuz und quer —
Das Jagdglück blieb mißwendig .....
Ein Schnitter fing von ungefähr
Das Häselein lebendig
Und bracht es heil an Haut und Haar
Dem baß erstaunten Junker dar.
Der barg das märzenjunge Kitz
In seines Wamses Busenschlitz,
Bedankte sich der Gabe
Und trabte lachend abe.

Der Ritter gab des Wegs nicht acht
Und ließ dem Rapp die Zügel,
Blind war er für die goldne Pracht
Weit über Tal und Hügel.
Das macht, weil ihm sein Sinn verkehrt
Von einer spröden Schönen,
Die sich seit Monden harte wehrt,
Sein Sehnen hold zu krönen.
Er sinnt also ohn' Ruh und Rast,
Wie er der Stolzen schmeichelt —
Und unterweil den Zappelgast
In seinem Busen streichelt.
Da fällt ihm bei, daß oft ein Weib

Wohl Seel und Leib verhandelt
Um Tand und kindschen Zeitvertreib,
Wonach es Lust anwandelt.
„Ist also nichts zu dumm noch klein
Ein Weibshirn zu verwirren,
Sollt du, armsälig Häselein,
Die Spröde für mich kirren."

Und da, als ob sein stumm Gelach
Laut Widerhall erweckte,
Das gute Rößlein bäumte jach,
Wie wenn es was erschreckte.
Schier daß es aus dem Sattel warf
Den Junker, traumversonnen.
Er sah sich mittenein im Dorf,
Von Lindenlaub umsponnen,
Und vor ihm stund ein Magedein
Gar jung und wohlgestaltet,
Das hielt die weißen Händelein
Fromm zu ihm anfgefaltet
Und barmte: „Hoher Herr, verzeiht,
Daß ich in Weg Euch trete —
's ist nur, weil ich in Eurem Kleid
Ein seltsam Ding erspähte.
Ei sagt, ist Euch der Zappelmatz
Um Geld und gute Worte
Wohl feil, der aus dem Vorderlatz
Euch lugt? Ich bin am Orte
Als Amtmanns Jüngste wohlbekannt —
Ach, scheidet nicht im Bösen!

Geb Euch derweil ein stattlich Pfand –
Mein Vater wird es lösen.
Hört Herr: ich hab in meinem Schrein
Drei Pfund wert goldne Fingerlein
Und zehen blanke Steine
Samt einer Borten feine
Von Seide, golddurchschlagen,
Und Perlen aufgetragen,
Kristallne, rot' und weiße,
Die hab' mit allem Fleiße
Ich drauf genäht. –
Schaut, alles das
Biet' ich, Herr Ritter, für den Has."

Der Junker lacht und zwirnt den Bart:
„Will mich nicht lang bedenken.
Du bist so lieb und wunderzart,
Will dir das Tierlein schenken –
Um deine Minne, Kind."
Sie spricht:
„Was ist das: meine Minne?
Ich hab gewißlich so was nicht."
Da griff er sie am Kinne
Und raunt: „Ei, wär ich nur allein
Mit dir dort unter der Linden,
Ich wüßte wohl, die Minne dein
Bei dir, lieb Kind, zu finden."

„Eia, so sucht Euch Euer Pfand!
Das Ding, das macht sich leichte:

Der Vater fuhr heut über Land,
Die Mutter ging zur Beichte;
So bin ich ganz allein im Haus,"
Sprach da das süße Täublein:
„Laßt Euren Hund als Wächter drauß —
Ich führ Euch in mein Läublein."

Und so geschah's. Der Ritter schwang
Geschwind sich aus dem Bügel,
Ging mit der Maid den Hof entlang.
Mit seinem Gaul am Zügel,
Versorgt' ihn wohl im Stall und ließ
Auch Has und Sperber dorten.
Dann huscht' er, wie das Kind ihn hieß,
Flugs durch die Gartenpforten
Zur Gaisblattlaube wonnesam
Wohl unter der grünen Linden —
Und unverweilt in Angriff nahm
Das Spiel vom „Minne finden".
Er küßt ihr Mündlein rosenrot
Wie seine heiße Lust gebot,
Bezwang ihr magdlich bange Wehr
Wie das geschieht von Adam her,
Durch Liebeskunst und Liebeslist,
Der alles was lebendig ist
In weher Wonne gern erliegt,
Die stolze Könige besiegt,
Die kurze Lust mit Leid vergällt —
Und doch die Welt zusammenhält!
So, lieblich Brust an Brust gedrängt,

In Allvergessen tief versenkt
Genoß er ihren jungen Leib
Und macht das Jüngferlein zum Weib.

Das junge Blut nun fand sich heil
Und nicht daran gestorben,
Und staunt', dieweil's im Gegenteil
Ein neues Heil erworben
Und gar ein fröhlich Wissenschaft
Und unbekannt Gelüstlein.
Da zwängt's den Junker voller Kraft
An seine zieren Brüstlein
Und lacht ihn an: „Das darf nicht sein,
Ihr gabt mir gar zu billig
Das allerliebste Häselein —
Ich bin zu mehr noch willig."

„Ei, daß dich gleich das Mäuslein beiß!"
Der wackre Ritter dachte:
„Den Braten eß ich ofenheiß
Wie man zu Tisch ihn brachte.
Der Wackre bot so fleißig dar
Und fand so viel Ergetzung,
Bis überreich das Häslein war
Bezahlt nach seiner Schätzung.
Da hub das Mittagläuten an
Vom Kirchlein gar nicht ferne —
Und Mütter sieht kein kluger Mann
Beim — Hasenhandel gerne!
So hat der Junker gar geschwind

Auf baldig Wiederkommen
Sich Urlaub von dem schönen Kind
Zu neuem Kauf genommen.
Er griff den Sperber, pfiff dem Hund,
Küßt risch sein Täublein an den Mund,
Spornt seinen Gaul zu Trabe
Und jankte lachend abe.

* * *

Drei Tage nur — und länger litt's
Den Ritter nicht im Schlosse.
Er macht sich nach des Amtmanns Sitz
Frühzeitig auf zu Rosse.
Das Häselein lag ihm im Sinn,
Ob es ihm wohl ergehe
Und obs die neue Eignerin
Mit rechtem Fleiß versehe.
Und als er kam wohl vor das Haus,
Da guckte das vernarrte
Herzliebchen schon beim Fenster raus
Als ob es seiner warte.
Die Äuglein bitten inniglich,
Die Hand spricht ohne Worte:
„Hier sitz' ich ganz allein für dich —
Und offen steht die Pforte."
Der Ritter nickt' und sprang vom Roß,
Barg es im leeren Stalle,
Und lüstern wie ein Mäuslein schoß
Er in die Minnefalle.
Wie er nun vor der Schönen stund,

Gleich trieb ihn das Verlangen,
Von ihrem süßen Kindermund
Den Willkomm zu empfangen.
Allein sie weigert ihm den Kuß
Und stößt ihn hart zurücke
Und spricht in zornigem Verdruß:
„Jetzt kenn' ich Eure Tücke!
Ihr habt mich ja zu Schanden bracht,
Ihr bitterböser Junker,
Und mir nur Flausen vorgemacht
Und schmähliches Geflunker."

„Potz Velten, Kind! Wer blies den Wahn
Dir in die dummen Ohren!
Dein Schlößlein hab ich aufgetan —
Nun, was ist dran verloren?"

Das Täublein leise greinend spricht:
„Müßt nur die Mutter fragen;
Daß Ihr ein rechter Bösewicht
Wird sie Euch deutlich sagen.
Ach, wie sie letzt vom Beichten kam,
Zeigt ich ihr in der Scheuer
Das Häslein sonder Furcht und Scham,
Froh um das Abenteuer,
Und brüstete mich obendrein,
Wie wohlfeil ich es kaufte —
Da fuhr sie über mich mit Schrei'n,
Mein Blondhaar mir zerraufte,
Ließ rechts und links die Hand im Saus

Auf meine Wangen schnellen
Und tobt in Furi durch das Haus
Wie Satan in der Höllen.
Euch hat auch reichlich Stich und Hieb
Und Stachelwort gegolten,
Sie hat Euch einen Gänsedieb
Und schlimmen Fuchs gescholten.
Mir Armen ward nur Schimpf und Hohn
Und eitel böse Stunde.
Wollt ich wär tot und läge schon
Verscharrt im kühlen Grunde!"

Der Ritter zieht sein Schweißtuch für,
Hilft greinen und ruft: „Wafen!
Wie kann man so zu Ungebühr
Die liebe Einfalt strafen!
Frau Mutter ist ein schlimmes Weib.
Ich wollt sie wohl bescheiden,
Und nimmer sollt' dein süßer Leib
So bittre Schmach erleiden!
Komm, hemme deiner Zähren Lauf
Und laß dich's nicht verdrießen:
Ich sprengte dir dein Schlößlein auf —
Ich kann's auch wieder schließen.
Hab einen Dieterich bereit —
Bei meiner Ehr, kein Plunder! —
Der wirkte dir seit Adams Zeit
Die allerhehrsten Wunder!"

Sie reden hin, sie reden her,
Das fromme Kind setzt sich zur Wehr,

Will dem Galan, dem schlauen,
Nicht gar von Herzen trauen;
Doch wie's so geht, wenn zwei allein
Im heimelichen Kämmerlein,
Der Tag so heiß und heiß das Blut
Und alles drum und dran so gut .....
Der Zauberschlüssel tat sein Werk.
Und daß er ja den Glauben stärk',
Als sei sie fest verschlossen,
Müht er sich unverdrossen
Und dreht ihn dreimal um im Schloß.
Dann stieg der Ritter froh zu Roß,
Bedankt ob seiner Gabe
Und trabte lachend abe.

* * *

Nun gilbte schon das Laub im Holz.
Der Junker hatt' indessen
Sein Werben um das Fräulein stolz
Mit nichten ganz vergessen.
Half ihm nun gleich kein Häslein mehr
Bei seiner spröden Schönen,
So sang der Sippschaft ganzes Heer
Sein Lob in hellen Tönen.
Die Vettern und die Basen all,
Die waren treu beflissen
Und redeten mit Schall und Schwall
Der Stolzen ins Gewissen.
Was minniglicher Schwärmerei
In Monden nicht gelungen,

Das brachten endlich doch ins Blei
Die nimmermüden Zungen.

Der Junker, schier vor Freuden toll,
Ließ sein Gesindlein springen
Und seine Kammern übervoll
Versehn mit guten Dingen.
Da ward gebacken und gemetzgt,
Geselcht, gesülzt, gezuckert,
Und was nur Guts den Gaumen letzt,
Süß durch die Kehle gluckert,
Herbeigeschafft für Hunger und Durst —
Von allem nur das Beste.
Das letzte Säulein ward zur Wurst
Für seine Hochzeitsgäste.
Dann sandt' er weit herum im Gau,
Ließ Silberlinge klingen,
Um für sein Fest im stolzen Bau
Die Fahrenden zu dingen.
Der Fiedler und der Pfeifer Schar,
Die besten Zinkenisten,
Trumscheitmeister, ein Paukenpaar
Und einen Bombardisten.
Alsdann nach Hofesitt und Art
Ließ er das Fest ansagen
Und zu der frohen Tagefahrt
Entbieten Sippen und Magen,
Die ganze Freund- und Nachbarschaft,
Wie weit im Land sie saßen,
Durch Knaben, fein in Samt und Taft

Staffieret ausdermaßen.
Um vollends Ehre anzutun
Den fürnehmsten der Gäste,
So macht er selber den Garzun
Und lud sie fein zum Feste.

Heimwegs von solcher Ausfahrt konnt's
Von ohngefähr geschehen,
Daß er den Amtmann nebst Gespons
Vor seinem Hofe stehen
In dem bekannten Dorfe fand,
Allwo in heißen Tagen
Sich mit der Jungfer Unverstand
Das Stücklein zugetragen.
Der Ritter hielt sein Rößlein an
Vor jenes Amtmanns Hause,
Begrüßte zierlich Weib und Mann
Und lud sie ein zum Schmause
Mitsamt dem holden Töchterlein –
Und zwar mit dem Bedinge,
Daß es sein artig Häselein
Auch mit zur Tafel bringe.
Der Amtmann zog sein Käpplein tief,
Bedankte sich der Ehren,
Sein Weib, das zog den Mund was schief –
Doch konnte sie's nicht wehren,
Weil sie ad vocem Hasenkauf
Und wie er sich vollzogen
Dem wackren Ehmann ab und auf
Den Buckel vollgelogen –

Wie gute Mütter allbereit
Zu tun seit Heva pflegen,
Wenn sich die Töchter vor der Zeit
Aufs Minnespiel verlegen.
Sie knixte tief und sprach für sich:
„Wärst du beim heilgen Grabe!"
Der Junker dankte gnädiglich
Und trabte lachend abe.

* * *

Hei! Wimpelwehn und Paukenschall
Und helles Zinkenschmettern —
Auf allen Straßen strömt der Schwall
Der Nachbarn, Freunde, Vettern.
Hochzeiter und Hochzeiterin
In bräutlichen Gewändern
Von Seiden, Pfellel, Baldekin
Mit golddurchwirkten Bändern,
Der Bräutigam stolz im Federhut
Die Braut im Jungfernkränzel —
Und rings Gelärm und Übermut
Und Kratzfuß und Scharwenzel.
Es war im hohen Rittersaal
Ein Imbiß angerichtet,
Auf den Kredenzen lang und schmal
Gar Leckeres geschichtet,
Pasteten, Sülzen, Würzgericht,
Süß Backwerk für die Zarten
Und Tannengrün und Sonnenlicht
Und Banner und Standarten.
Und Wirbel und Trompetentusch,

Wenn neue Gäste nahen —
Garzunen zwischendurch im Husch
Sie höfisch zu empfahen.
Zu guterletzt — halli, hallo! —
Ein Wispern und ein Raunen,
In all dem bulci jubilo
Ein Kichern und ein Staunen.
Den Junker petzt die Braut in' Arm,
Der just sie zärtlich preßte
Und zischelt: I, daß Gott erbarm!
Was ludest du für Gäste?"
Der Bräutigam dreht den Hals geschwind
Und sieht den Amtmann schreiten
Als wie ein Pfauhahn, links sein Kind
Und rechts sein Weib geleiten,
Indes das große Hasentier
Der Maid am Halse bommelt
Im Beutel und voll Fluchtbegier
Auf ihre Brüstlein trommelt.

Kaum hat der Junker das erblickt,
Da packt es ihn mit Prusten,
Daß es ihn in der Leber zwickt
Und keucht und kriegt das Husten,
Wird rot als wie ein Puterhahn,
Die Augen gehn ihm über . . . .
Er flüchtet vor des Amtmanns Nahn
Ins Turmgemach hinüber.
Er lacht, als kützelt mit dem Schwanz
Ihm Satan untern Sohlen

Und wiehert wie im Maienglanz
Ein toll gewordnes Fohlen.
Die stolze Braute huscht ihm nach
Und fällt ihn an mit Fragen
In jenem stillen Turmgemach.
Er soll ihr Antwort sagen,
Was denn solch zuchtlos Narretei
Am Hochzeittag bedeute?
Das mache ihn und sie dabei
Gar zum Gespött der Leute.
Der Ritter lacht und stöhnt und mag
Nicht sein Geheimnis künden —
Tät damit nur der Neugier Plag
Zur hellen Brunst entzünden.
Da faucht im Zorn das schöne Weib:
„Ich will nun alles wissen.
Nicht eher blüht mein stolzer Leib
Dir zwischen weißen Kissen,
Nicht eher soll mein süßer Mund
Sich deinem Kuß erschließen
Und sollt nicht eine gute Stund
Als mein Gemahl genießen,
Und eh soll über unsern Bund
Kein Kirchensegen kommen,
Ehvor ich deines Lachens Grund
Ohn Hinterhalt vernommen!"

Gott weiß, wie stets das Weib obsiegt
Und jämmerlich der Mann erliegt,
Sobald es seiner Minne Not

Mit schmählichem Versagen droht.
Der Ritter wurde klein und schwach
Und gab dem Aufbegehren nach,
Wie sehr ihn sein Verrat verdroß.
Er zog die Schöne auf den Schoß,
Erzählt' ihr haarklein, welcher Art
Der Has im Korn gefangen ward
Und wie er ihn der Maid verkauft
Und wie die Arme ward zerrauft,
Wie sie ihr bös Geschick beklagt
Und er ihr Schlößlein unverzagt
Aufs neu verschlossen und versiegelt,
Petschiert und dreimal noch verriegelt.

Die Braut von seinem Schoße wich
Und hub an laut zu schmähen:
„Wer möchte solcher Dummheit sich
Bei einem Weib versehen!
I na, die Gans! Die lehrt' ich schnell
Ihr Narrheit heiß bereuen,
Ich wollt ihr junges weißes Fell
Mit Ruten baß verbläuen!
Ich hätt die eigne Zunge mir
Weit lieber selbst verschlungen,
Ehvor ein einzig Wörtlein ihr
Von meiner Lust entsprungen,
Die ich mit meinem guten Hahn
In heimelichen Stunden,
Mit meinem munteren Kaplan
Viel hundertmal gefunden!"

O weh! nun war das Wort heraus
Und nimmer tot zu machen.
Dem Ritter ward es heiß im Flaus,
Verging ihm jach das Lachen,
Erblaßte weißer als die Wand,
Die Augen sprühten Feuer —
Und wies das Fräulein zornentbrannt
Hinaus aus dem Gemäuer.
Wie sie nun unterm Türlein stund
Und nagte sich die Lippen
Mit ihren Zähnen trotzig wund,
Rief er: „Sagt Euren Sippen:
Ich speise nur den frischen Fisch
Und madenfreie Pflaumen —
Der Abhub von des Pfaffen Tisch
Taugt nicht für meinen Gaumen.“

Die Schöne eilend da entwich
Vor seiner Zorngebärde,
Floh nach dem Stall und setzte sich
Mit ihrem Knecht zu Pferde.
Der Ritter aber sucht derweil
Den Amtmann auf im Saale
Und trinkt ihm und den Seinen Heil
Aus goldenem Pokale.
Dann ruft in Saal hinein er laut,
Das drang zu aller Ohren:
„Entwichen ist die falsche Braut —
An der ist nichts verloren.
Das soll uns unsre Lustbarkeit,

Ihr Freunde, nicht vergrämen –
Sofern dies liebe Kind bereit,
Mich zum Gemahl zu nehmen.
Es ist des Amtmanns Töchterlein,
Die ich von Herzen minne;
Hochedle alle, helft mir frein,
Daß ich sie flugs gewinne.
Ich will sie, wie sie geht und steht,
Denn ächte Unschuld adelt.
Und jedem, der das Mägdlein schmäht
Und solche Brautschaft tadelt,
Dem werf ich meinen Handschuh hin
Und künd ihm kühnlich Fehde.
Mit allem was ich hab und bin
Steh ich zu meiner Rede."

Hei was Gemurr, Gedräng, Gelauf!
Das schwirrte wie Hornissen .....
Doch niemand hub den Handschuh auf,
Den er in Saal geschmissen,
Weil jeder, dem das Ding mißfiel,
Den Junker so weit kannte,
Daß der um keinen Pappenstiel
Gleich Sitt und Zucht verbannte.
Des Edelfräuleins Sippschaft floh
Vom Hofe voll Bestürzung –
Beseufzend tief mit Ach und Oh
Des leckren Mahles Kürzung.
Was aber blieb, das trat zu Hauf
Den Kirchgang an mit Prangen,

Das Pfäfflein sagt' sein Sprüchlein auf
Und alle Glocken klangen.

Wie lenzeliche Pfirschenbluft
Frischrosig anzuschauen,
Lehnt' da an ihres Ehherrn Brust
Die lieblichste der Frauen.
Der Sanftmut Süße zierte so
Die kindlich Tugendsame
Und jedermann hofierte froh
Der holden Edeldame. –
Dem Ritter ward sein flinkes Frei'n
Zeitlebens nie zu Leide.
Er hieß sie nur „Frau Häselein",
Sein's Herze Lust und Weide.
Auch eines Ritterwappens Zier
Bestellt er für die Holde,
Darinnen prangt als Helmzimier
Ein Häselein von Golde,
Im schwarzen Feld ein Schlüssel stund,
Ihr Schlößlein im Quadrate
Des roten Felds. „Beata sunt
Corda simplicitate"
Als Wahlspruch sich geschrieben fand,
Fein unterm Schild verschlungen,
Auf einem himmelblauen Band,
Und heißt in teutscher Zungen:
„Die Einfalt schafft ein fröhlich Herz
Und ist bei Gott geehret" –
Wie solches auch in Glimpf und Scherz

Dies Abenteuer lehret.
Der's reimte ist des Gnadenbrunns
Fromm eifriger Verkünder:
O heilge Einfalt, bitt für uns,
Denn wir sind allsamt Sünder!



Maier Helmbrecht

von Wernher dem Gärtner

Nun will ich euch sagen die Mär von dem Helmbrechte. Ist alles drum und dran in Wahrheit geschehen und habe ich es mit meinen eigenen Augen gesehen.

Es hatte ein reicher Bauer einen Sohn, der trug blonde Locken bis auf die Achsel hin und darauf hatte er eine Haube zu sitzen von solcher Pracht, daß eines Königs Sohn ihn darum wohl hätte beneiden dürfen, also reich war sie mit Bilderwerk bestickt. Mitten auf dem Kopf von der Stirn bis hinauf zum Scheitel waren Vögel gestickt, so viel als wäre der ganze Spessart aufgeflogen; und um das Hinterhaupt herum von Ohr zu Ohre und bis hinauf auf des Schopfes Höhe war zu sehen die Einnahme von Troja durch die griechischen Belagerer, wie Aeneas auf dem Meere von dannen entrann und die Türme und die steinernen Mauern umfielen; und auf der anderen Hälfte war mit Seide gemalt, wie Kaiser Karl mit seinen Helden Roland, Turpin und Olifiere im Kampfe die Heiden in der Provence bezwang; und über den beiden Ohren endlich waren zu sehen Frau Helkens Kinder, wie sie vor Raben (Ravenna) im Sturm ihr Leben lassen mußten, da Wittich und Dieter von Bern sie im Kampfe erschlugen; und rings herum um die Haube lief eine Bräme von Goldgewirk, darinnen ein Tanz von Rittern und Frauen dargestellt war. Zwischen zweien Frauen stund ein Ritter, der jeder von ihnen eine Hand reichte und so weiter zwischen je zween Maiden ein Knabe und dabei die Fiedler.

Diese wonnigliche Haube hatte eine kunstreiche Nonne verfertigt, die, um ihrer Hübschheit willen, der Zelle entronnen war, und dieser selben Nonne gab Helmbrechts Schwester Gotlind ein gemästetes Schlachtrind und Kuchen, so viel sie wollte und die Mutter fügte Käse und Eier hinzu, so viel, daß die selbige Nonne im Refektorium nie an einem Tage so viel Eier verkluckt und so viel Käse verschluckt haben mochte.

Aber außer dieser über die Maßen prächtigen Haube schenkte die Schwester ihrem Bruder auch noch so viel kleine Stücken weißer Leinwand wie eine bessere

wohl schwerlich irgendwo zu haben war und so fein gesponnen, daß sieben Weber von dem Webstuhl davonliefen, weil sie die Geduld verloren, ehe die Arbeit fertig ward. Die Mutter gab ihm einen Rock aus bestem Sait (Wollenzeug), wie wohl kein Schneider mit seiner Schere je einen feineren verschnitt, der war mit weißem Pelzwerk gefüttert. Und obendrein gab das getreue Weib ihrem lieben Sohn ein Kettenwams und Schwert samt Gürtelband und Tasche.

Als der feine Knabe also köstlich bekleidet war, sprach er: „Mutter, ich muß darüber noch einen Warkus (Oberrock) haben. Das wär' mir eine Schande, so ich den entbehren sollte. Lasse ihn mir also schön machen, daß dir das Herz stillsteht vor Freuden, wann du ihn anschaust; denn du hast doch die Ehre von deinem Kinde, wenn ich einst wieder zu Lande kehre."

Die Mutter kaufte vom besten blauen Tuch und ließ ihm davon einen Rock machen, daß gewißlich kein Maier in allen deutschen Landen einen Rock besaß, der auch nur um zweier Eier Wert besser gewesen wäre. Am Rückgrat entlang standen vom Nacken bis zum Gürtel dicht aneinander vergoldete Knöpflein und vorn vom Goller (Kragen) bis zur Rinke (Gürtelschnalle) waren silberne Knöpflein. Der Busen war verschlossen mit Knöpflein von Kristalle und über dem Busenlatz ließ sich der Gauch der tumbe noch einen ganzen Haufen Knöpflein verstreuen, gelbe, braune, rote, schwarze, grüne, blaue und weiße. Wenn er dann zu Tanze ging, so gab es ein Gefunkel, daß die Weibsen und die Maiden schier geblendet wurden und nicht anders konnten, denn ihn minniglich anschauen. Außerdem waren die Ärmel oben auf den Achselnähten mit Schellen benäht. Wenn er dann einen Reigen sprang, so klang es den armen Weiben hell in die Ohren und ging ihnen durch und durch.

Das ist gewißlich wahr: zwischen Wels und dem Traunberg* gab es sicherlich keinen Bauernsohn, der jemals in einem solch stattlichen Warkus einherstolziert wäre und wenn Herr Nidhardt (der Minnesänger) solchen Unfug noch erlebt hätte, er würde sicherlich seine Stimme dawider erhoben haben, denn es ist nicht zu sagen, wie viel Hühner und Eier so ein Bauer verkaufen muß, um solchem

* Eine andere Handschrift sagt: zwischen Hohenstein und Halbenberg.

hochgemuten Söhnlein auch nur die Hosen und Spargolzen (Stiefel aus Korduan) zu bezahlen.

Als nun der Helmbrecht also ausstaffiert war, trat er vor seinen Vater hin und sprach: „Viellieber Vater mein, jetzt gilt's, mir deine Treue zu beweisen, dieweil mein Wille mich gen Hofe treibt."

„Ei, ei," versetzte der Vater im Spotte, „ich sehe wohl, da werde ich mich tummeln müssen, auf daß ich irgendwo einen frischen stattlichen Hengst feil finde, der lange Wege läuft und über Zäune und Gräben springt. Den mußt du bei Hofe haben. Ich sage dir aber, das Leben an Hofe ist hart für den, der nicht darin geboren ist. Sei du gescheit und führe lieber den Pflug und treibe das Gespann, auf daß du mit guten Ehren in die Grube kommst, gleichwie ich es von mir hoffe."

„Schweig, Vater, laß die Rede sein," begehrte der Sohn auf, „es muß nun geschehen, wie es beschlossen ist: Ich will selber sehen, wie es mir bei Hofe schmecke. Oha, deine Säcke sollen mir nimmer auf dem Kragen reiten, ich mag dir auch nimmer Mist auf den Wagen schmeißen und soll mich Gott bewahren, daß ich dir fürder deinen Hafer säte oder deine Ochsen anschirrte. Solches würde übel sich geziemen zu meinen langen blonden Haaren, zu meinen weichen Locken noch auch zu meinen schönen Kleidern — und besonders nicht zu meiner Haube! Nein, ich will dir länger nicht den Bauern spielen."

Entgegnete ihm der Vater: „Bleibe du bei mir, Bube, denn ich weiß für gewiß, der Maier Rupprecht ist willens, dir sein Kind zu geben, dazu viel Schafe, Schweine und Rinder. Zu Hofe mußt du hungern und hart liegen und erntest nichts denn Spott und Hohn. Bleibe du bei deinem Pflug lieber als daß du an Hofe deine Laster mehrest. Hat noch selten gutgetan, so einer aus seinem Stande hinausgesprungen."

Sprach der Sohn dawider: „Nein, Vater, ich reit zu Hofe und getraue mich wohl, es in höfischen Sitten so weit zu bringen wie die, so immer an Hofe gelebt haben. Wer mich in meiner Haube sieht, verlaß dich drauf, der schwört wohl tausend Eide, daß ich niemals einen Pflug durch die Furche führte, und

wenn sie mich in meinem Warkus erblicken, wird keiner ahnen, daß ich je mit dem Flegel das Korn auf der Tenne drosch. Und Maier Rupprechts Eidam zu werden, darauf will ich in Ewigkeit verzichten. Mag nicht durch ein Weib mein Glück versäumen."

Die Rede ging noch lange hin und wider zwischen den Beiden, indem der Vater nicht müde ward, ihm fürzustellen, daß ein rechtschaffener Mann niederer Geburt über einem Königskind an Tugend und Ehre stehen könne, indem daß nur der edel seie, der auch edel tue. Der Landbau tröne selbst den König und fromme gleichermaßen dem Armen wie dem Reichen, darum solle er nur beim Pfluge bleiben auf daß sein Hochmut nicht zu Falle komme und er ihn schließlich mit dem Bettelstabe in der Hand wieder in der Heimat begrüßen müsse. Denn so habe ihm des öfteren geträumt: Mit einem Stelzfuß und einem Armstummel sei ihm der Sohn erschienen und als ein Raubvogel, der da hoch über den Wald aufflog, bis er gefangen und ihm ein Fittich abgeschnitten ward; oder endlich, wie er an einem Baume anderthalb Klafter hoch über dem Grase schwebte und rechts ein Rabe, links eine Krähe ihm das struppige Haar strählten.

Der Sohn aber verlachte sowohl die guten Lehren und weisen Reden des Vaters als auch seine Warnträume und vermaß sich, er wolle künftig nur noch Rinder brüllen hören, wenn er solche mit seinen Gesellen den Bauern wegtreibe und diese bei den Haaren schleife. Vom Raub wolle er hoch leben, denn er fühle eine Kraft und einen Mut in sich, daß er wohl Steine beißen und Eisen fressen möchte, und der Kaiser selber dürfte froh sein, wenn er ihn nicht in Person finge und brandschatzte, desgleichen auch die österreichischen Herzöge und Grafen. Nein, er lasse sich nicht mehr vom Vater weisen, der möchte leichter einen Sachsen ziehen als ihn. Möge der Vater bei Wasser und Haberbrot bleiben, er gedenke hinfort Wein, Brathuhn und weiße Semmeln zu speisen. Das römische Taufbuch sage, ein Kind nehme seines Paten Tugenden an: so habe er von seinem Paten, dem edlen Ritter, wohl auch den hoffärtigen Sinn empfangen. Spottete also der Predigt seines wackeren Vaters, damit jener wohl ein Heer übers Meer

zur Kreuzfahrt beredet hätte und blieb dabei, er müsse seinen Hengst haben und ungesäumt gen Hofe reiten.

Der Vater kaufte ihm den Hengst für dreißig Ellen Zeug, vier Kühe, zween Ochsen, drei Stiere und vier Scheffel Korns. Wie der Junge nun so gänzlich ausgerüstet war, schüttelte er das Haupt und hob die Achsel, daß die Schellen klangen, empfahl Vater, Mutter und Geschwister Gotte und ritt eilend hinweg. Was ihm nun weiter geschah auf seinen Fahrten, das alles zu erzählen, reichten drei Tage, ja eine ganze Woche schier nicht aus.

Einst kam er auf eine Burg geritten, deren Wirt schier ständig irgendwo in Fehde lag und darum gern Leute bei sich behielt, die ihm geschickt und streitbar däuchten. So ward Helmbrecht ein Knappe und lernte gar geschwinde das Rauben. Was ein anderer liegen ließ, das stopfte er in seinen Sack, er nahm alles, was er fand. Kein Raub war ihm zu klein oder zu groß. Er nahm Roß und Rind und ließ auch keinen Löffel liegen. Er nahm Wams und Schwert, Mantel und Rock, er nahm die Gais, er nahm den Bock, und die Weiber zog er aus bis aufs blanke Hemde. So trieb sein Schifflein ein ganz Jahr mit günstigem Winde und er lebte in großem Übermut. Endlich aber begann er doch heimzudenken und nach seinen Sippen und Magen zu verlangen wie anderer Biederleut Kinder auch; nahm also Urlaub von Hofe und ritt heim.

Wie nun seine Ankunft gemeldet ward, lief ihm schier das ganze Dorf in einem großen Haufen entgegen und drängte einer den andern zurück, weil jeder der erste sein wollte, ihn freundlich zu empfangen. Vater und Mutter sprangen so geschwinde, als sei ihnen ein Kalb im Verrecken oder als müßten sie wettlaufen um Botenlohn, und wie sie seiner ansichtig wurden, da riefen sie nicht etwa: „Bis willkommen, Helmbrecht," sondern vielmehr: „Junger Herr, Ihr sollt Gott willkommen sein."

Rief Helmbrecht dawider vom hohen Roß herab: „Gott laß euch selig sein, viellieben Kindekens." Und wie seine Schwester Gotlind ihn mit beiden Armen umfangen wollte, sprach er zu ihr: „Grazia vester!" Dem Vater rief er zu: „Deus sal!" Und zu der Mutter gar auf böhmisch: „Dobra ytra!"

Da sahen sich Vater und Mutter an und fragten sich: „Ei, sind wir denn der Sinne gar verwirrt, ist das wohl unser beider Kind oder ist's ein Dieb oder ein Wende oder ein Wälscher? Mein Sohn, wie ich ihn Gott empfahl, ist der doch sicherlich nicht und sieht ihm doch gar ähnlich." Sprach da die Schwester Gotlind: „Er ist nicht euer beider Kind, denn mir antwortet er auf Latein. Ich meine, es wird ein Pfaffe sein."

Kratzte sich der Vater hinterm Ohr, der freie Mann, und sprach: „Er scheint mir zu Sachsen oder zu Brabant gewachsen, nannte mich lieb Kindeken: da muß er wohl aus Sachsen sein." Und redete den stolzen Reiter an: „He, du, bist du mein Sohn Helmbrecht? Sprich ein Wort nach unserer Sitte, red wie unsere Vordern taten, wie soll ich sonst deine Meinung erraten? Red' teutsch, Mann! Und bist du mein lieber Sohn Helmbrecht, dann will ich dir selber dein Pferd wischen und warten und soll kein Knecht Hand daran legen. Für einen Böhmen, Sachsen oder Wälschen habe ich weder Meth noch Wein, weder Fisch noch Vogel. So Ihr aber mein Helmbrecht seid, so heiße ich Euch ein Huhn sieden und ein anderes braten und können alsbald zu Tische sitzen."

Da es nun harte spät war und der Knabe Hunger hatte, so ließ er es des Gaukelspiels genug sein und bekannte sich in teutscher Rede als seines Vaters Sohn. Ward alsbald samt seinem Rosse in Hof und Hause festlich empfangen, sein Roß in den Stall, er selber in die Stube geleitet und ihm von der Schwester am warmen Ofen Polster und Kissen gerichtet, und nachdem er sich ausgeschlafen und die Hände gewaschen hatte, stund das Essen schon bereit. Da wurde aufgetragen, als gälte es einem hohen Herrn. Erst gab es ein gutgeschnitten Kraut und ein weich Fleisch dabei, hernach einen fetten Käs. Solches war aber nur die Vorspeis, denn alsdann erschien eine Gans, wie keine feistere je am Spieß gebraten ward und so groß wie eine Trappe. Daneben, wie der Vater ihm verheißen, zwei Hühner, eins gebraten, eins gesotten. Nur eines mangelte, das war der Wein. Statt seiner gab es nur Wasser aus dem allerbesten Springquell, so klar und frisch wie der zu Leubenbach. Konnte sich also der Junge gar nicht mit Schmausen genug tun, gleich einem Ritter, der des Gejaides pflog.

Und unter dem Essen fragte ihn der Vater nach der Edelhöfe gegenwärtigen Sitten und verhieß ihm zu erzählen, wie in seiner Jugendzeit allda die Bräuche gewesen. Dieweil der Sohn aber so viel mit Kauen zu tun hatte, daß er nicht reden mochte, hieß er den Vater zunächst von seiner Jugendzeit berichten.

Sprach der Vater: „Da ich noch ein Knechtlein was bei deinem Ahnen, meinem Vater Helmbrecht, da hat er mich mit Käse und mit Eiern zu Hofe geschickt wie das heute noch die Maier zu tun pflegen. Ich ward gut aufgenommen, nicht mit Bosheit und Hohn wie heutzutage, denn es herrschte noch Zucht und Sitte in der Ritterschaft bei Weib und Mann. Das war, als sie ihren liebsten Frauen zu Ehren noch buhurdierten, d. h. aus ihrer zweier Scharen gegeneinander ritten und sich von den Rossen stießen. Und nach dem Buhurt traten sie zu Tanze mit frohem Gesange. Ein Spielmann war dazu bestellt, der auf der Geige die Tanzweise strich, und die lieblichen Frauen webeten hin und her und die Ritter fingen sie bei den Händen und schwangen sie um. Das gab wohl starke Wonne den Frauen und der Ritterschaft und war eine süße Augenweide, die Junkern und die Maiden, Arme und Reiche froh miteinander tanzen zu sehen. Hernach kam einer und las aus einem Buche vor vom Herzog Ernst, oder sie trieben, wozu ein jeder Lust hatte. Der eine schoß mit Pfeil und Bogen nach dem Ziele, einer ritt, einer pirschte und alle waren sie gute Gesellen miteinander. Der Schlimmste von damals wäre wohl der Beste von heute gewesen, denn die Falschen und Losen, die mit ihren Listen und Ränken Recht und Unrecht vertauschen, die hätten damals bei Hofe weder Ruhstatt noch Speise gefunden. Heute aber höre ich sagen, ist der bei Hofe ein angesehener Mann, der horchen, lügen und Ränke spinnen kann und hat Gut und Ehre voraus dem Mann, der redlich lebt und bedenkt, wie er Gottes Huld gewinne. — So, nun sag mir, Sohn, wie steht es mit der neuen Sitte?"

„Haho, das will ich wohl tun," schrie Helmbrecht da. „Trittst du heut bei Hofe ein, so schallt es dir entgegen: Trink, mein Herre, trinke, trink, ich komme dir's aus, nun trink du auch aus. Ehemals fand man die werten Ritter bei den schönen Frauen, itzt muß man sie beim Weine suchen, am Abend und am

Morgen quält sie keine andre Sorge denn daß des Weins genugsam rinne und der Wirt immer neuen guten im Fasse habe. Und schreiben sie einen Minnebrief, so steht darin zu lesen: Vielsüße Schenkin, fülle mir wohl den Krug. Ein Affe und ein Narr ist der, der für seine Liebe sich lieber ein Weib denn einen guten Wein ersehnt. — Angesehen ist, wer lügen kann, und Trügen ist eine feine Kunst. Einem Mann die Ehr' abschneiden und seine Lästerzunge an allem Ding üben, das ist eine feine Tugend. Leute, die so leben wie Ihr, die haben heute ganz vertan und sind ein Spott gleich Reiches Acht und Bann."

Sprach sein Alter: „Macht sich das Unrecht also breit? Das sei Gott geklagt! Wo sind die alten Turniersitten geblieben? Ehmals rief man den Junkern zu: Heia Ritter, nun seid froh! Itzt schreien sie den ganzen Tag: Jage, Ritter, jage, jage, jag, stich und stich, schlag und schlag. Schlage diesem ab den Fuß, jenem da die Hand zur Buß. Fangt den Reichen, hängt den Armen, der sich nicht lösen kann mit hundert Pfund."

Da lachte der Helmbrecht und sprach: „Ich sehe wohl du weißt gut Bescheid um die neuen Sitten. Aber laßt mich itzt schlafen gehn, ich bin weit geritten und Ruhe tut mir not."

Da bettete ihm seine Schwester Gotlind auf und breitete ihm, da es an einem Leilach gebrach, ein frisch gewaschen Hemd über sein Lager. Da schlief er nun bis an den hohen Tag. Alsdann packte er aus, was er den Seinen mitgebracht hatte; dem Vater einen Wetzstein, wie kein Mähder einen besseren im Kumpf hatte und eine Sense, wie nie eine Hand eine festere durch das Gras zog, ein wahres Bauernkleinod. Und brachte ihm auch ein Beil, wie kein Schmied je ein besseres geschmiedet und eine Holzhacke obendrein. Seiner Mutter brachte er einen schönen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte und seiner Schwester Gotlinde ein seidnes Tuch, das er einem Krämer abgenommen und eine schöne bestickte Borte, die für eines Edelmannes Kind besser getaugt hätte. Dem Knecht brachte er Schuhe mit Riemen und der Freimagd ein Haubentuch und rotes Band. Verweilte sich nun allda bei den Seinen sieben Tage lang,

aber es dünkte ihm schier ein Jahr her, daß er nimmer gestohlen und geraubt und litt ihn darum nicht länger daheim. Nahm also wieder Urlaub von Vater und Mutter.

Noch einmal versuchte der Vater, ihn zu halten, indem er ihm fürstellte, daß das Hofleben im Grunde doch nur bitter und sauer seie, allezeit reiten müssen und reiten den Abend und den Morgen und nie wissen, ob man das Leben behalten oder andern Tags vom Feinde schon gefangen, verstümmelt und gehangen sein werde.

„Uff, Vater," sprach da Helmbrecht der junge, „habe Dank für alles, was du an mir getan, aber bedenk auch, es ist nun mehr denn eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken und habe meinen Gürtel darob schon drei Löcher enger schnüren müssen. Ich muß wieder satt Rindfleisch haben, damit mir die Schnalle wieder sitzt, wo sie gesessen hat, muß mich wieder herausmästen und aufräumen bei den Bauern. Meinen Paten muß ich rächen, es ist ihm einer über seine Saat geritten, er soll mirs harte büßen mit Rindern, Schafen und Schweinen. Und dann weiß ich noch einen reichen Mann, der hat mir schweres Leid getan, indem er nämlich Brot aß zu den Krapfen! Solch Unsitte will gerochen sein! Und da ist noch ein anderer, der hat sich schwer vergangen: er setzte sich zu Tische und legte vorher den Gürtel ab. Den Kerl, wenn ich erwische, der muß mir mit all seiner Habe büßen, und wenn ein Bischof für ihn Fürsprach täte. Was bildet solch ein dummer Gauch sich ein? Will der etwa neue Sitten einführen? Ich brauch grad neu Gewand zu Weihnachten, das will ich von dem gewinnen. Und dann war da noch so ein frecher, der blies vor meinen Augen den Schaum vom Biere! Wollt ich das nicht rächen? Fürwahr, ich wäre keiner Fraue wert und sollte nie mehr ein Schwert umgürten. Ha, man soll von Helmbrechten bald neue Märe hören, bei Hofe und weiter im Land!"

Da sprach der Vater: „Sag mir doch, Sohn, was waren das für böse Knaben, die dich gelehret, einem Manne seine Habe zu nehmen, weil er zu den Krapfen Brot ißt oder den Schaum vom Biere bläst?

Sprach Helmbrecht: „Meine Gutgesellen heißen sich Lämmerschlind und Schlickenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, Kühfraß und Müschenkelch, Wolfsgaum und Drüsselwolf, die haben mich so edle Kunst gelehret, wie man Rosse, Ochsen und Kühe wegtreibet und Schlösser und Eisenriegel ohne Schlüssel öffnet. Und endlich mein Gutsgeselle Wolfsdarm, den Frau Herzogin Hilarie von Navarre selbst also genannt. Ein Weib, das selber nie des Stehlens satt wird und so gierig zu allem Bösen ist wie die Krähe zur Saat."

„Oh, oh, oh, schöne Gesellen!" seufzete der Vater. „Und wie heißest denn du bei ihnen, wenn sie dich rufen?"

„Ja, Vater, das ist ein Name, des ich mich nicht zu schämen brauche: Schlingsgau der Bauernschreck bin ich genannt. Ich sag dir, versteh mich drauf, den Bauern und ihren Kindern die Suppe zu würzen. Einem drück ich das Auge aus, dem andern schlag ich den Buckel krumm, den binde ich in einen Ameishaufen, dem ziehe ich die Locken mit einer Zange aus dem Barte, dem andern ritz ich die feiste Schwarte, diesem zerschlage ich die Knochen und jenen hänge ich an den Flechsen in die Weiden. Was die Bauern haben, das ist mein und wenn unser Zehne gegen sie reiten, so nehmen wirs mit zwanzig und mehr von ihnen auf."

Da seufzete der Vater abermals: „Ach, vielliebes Kind, die du da nennst, wie frisch und keck sie auch sein mögen, so es Gottes Wille ist, kann ein Scherge ihrer drei zur Strecke bringen."

Darob ergrimmte Helmbrecht und sprach: „Wenn Ihr mich und meine Gutgesellen also schmäht, Vater, so seid gewärtig, daß ich Euch das vergelte. Ich habe dir und meiner Mutter manche Gans und manches Huhn, Vieh, Käs und Futter vor meinen Gesellen behütet. Wenn Ihr aber so frommen Knappen an die Ehre geht, so will ich hinfort dies nicht mehr tun und wenn alle Könige für Euch bitten wollten; ich gedachte, Eure Tochter Gotlind meinem lieben Gesellen Lämmerschlind zum Weibe zu geben. Da hätte sie das beste Leben gehabt, das je ein Weib bei einem Manne in der Welt gewann. Er hätt ihr Leinwand und des feinsten Tuches einen vollen Hort, besser als solchen die Kirche hat,

zur Morgengabe gespendet, so Ihr nicht so scharfe gegen uns gesprochen. — Hör, Schwester Gotlind, mein Geselle Lämmerschlind hat dich von mir ausgebeten und hat sich vermessen, du solltest aller Wochen ein Schlagrind essen. Habe ich ihm Bescheid gegeben: So du deinen Willen auch drein gäbest, so sollt es ihn auch nie gereuen, denn er sollt an dir ein treues Weib haben. Wenn er einst hangen müßte, so würdest du ihn mit eigener Hand abschneiden und in sein Grab am Kreuzweg legen und seine Gebeine ein ganzes Jahr lang mit Myrrhen und Weihrauch beräuchern. Oh, die Gute und Reine! habe ich ihm gesagt, so ihm das Schicksal widerführe, daß er geblendet würde, so würdest du ihn durch alle Lande Weg und Steg bei deiner Hand führen, und würde ihm der Fuß abgeschlagen, du würdest ihm alle Morgen seine Stelzen zum Bette tragen, und müßt er zu dem Fuße auch noch eine Hand zur Buße lassen, du schnittest ihm bis an seinen seligen Tod sein Fleisch, seinen Käse und sein Brot. Und weißt du, was da Lämmerschlind zur Antwort gab? Er habe drei Säcke, schwer wie Blei, in dem einen sei unverschnitten Leintuch, die Elle fünfzehn Heller wert, und in dem andern Schleier, Röcke und Hemden, und der dritte Sack sei vollgeladen mit Fritschal, Brunat und zween Pelzen darunter einer von schwarzem Zobel mit Scharlachüberzug. Das alles wollt er dir zur Morgengabe geben, so ihr Weib und Mann würdet. Das hat dir nun der Vater alles verscherzt, Gotlind — jetzt laß dir nur das Leben sauer werden! Nimm einen Bauern zur Eh und hilf ihm deiner Lebtage lang mähen, brachen, schwingen, brauen und Rüben graben. Alldessen hätte mein getreuer Lämmerschlind dich ewig überhoben. Tust mir leid, liebe Schwester, daß du nun an deinem Herzen einen gemeinen Bauern hegen sollt, des Minne dir also sauer wird, daß du keine Nacht schlafen kannst. Wehe, wehe, Wafen geschrieen über den Vater dein! Aber mein Vater ist er nicht, denn das will ich dir sagen: als meine Mutter mit mir wohl fünfzehn Wochen ging, da kam zu ihr ein wohlgetaner Hofmann geschlichen, und von dem wie auch von meinem Paten selig habe ich meinen hohen Sinn geerbt."

Da sprach seine Schwester Gotlind: „Weißt, ich bin auch nicht sein rechtes Kind, denn da mich meine Mutter am Arme trug, gesellte sich zu ihr eines

Abends spät, da sie im Luch nach einem Kalb zu suchen ging, ein feiner Rittersmann, davon steht auch mir mein Mut so hoch, viellieber Bruder Schlinzgau. Geh, schaff doch, daß ich den Lämmerschlind zum Manne kriege, dann habe ich ausgesorgt. Juchhe! Dann brozelt mir die Pfanne, dann fitzelt mir der Wein im Faß, dann habe ich Schrein und Truhen voll und habe mein Bier im Kessel, mein Mehl im Malter. Geh, Helmbrecht, schaffe mir die drei Säcke und mach mich aller Armut frei. Dann habe ich, was ein Weib nur irgend wünschen kann von ihrem Manne. Kriegt aber auch er ein Weib zum Lohn, das fest und feist und stramm und rund beschaffen. Ist doch, weiß Gott, an mir wohl drei Mal so viel dran denn an meiner Schwester und die ist auch nicht am Stecken aus dem Brautgemach gehinkt. Sag du dem Lämmerschlind, mit mir könnt er treiben, was er wölle; wenn mich sonst kein Unheil erwischte, von seiner Minne Kraft würde ich den Tod mit nichten erleiben. Geh, führ mich eilend zu ihm hin. Könnt' ich heute noch an seiner Seite liegen, ei, so wollt ich auf schmalem Steig zur Mitternacht entwetzen und Vater und Mutter, Sippen und Magen Gott befohlen sein lassen."

Da verabredeten nun die beiden heimlich, daß Helmbrecht einen getreuen Boten senden wollte, der sich Gotlind durch ein Zeichen zu erkennen gäbe und dem sollte sie folgen zu Lämmerschlinds Hausung. Nachdem ritt Helmbrecht wiederum von dannen und fuhr seinen alten Strich dahin. Als er nun seinem Gutgesellen Lämmerschlind den Willen Gotlinds kundgetan, da küßte der ihm vor Freuden die Hand und schnüffelte um und um an seinem Gewand herum, um den Wind in die Nase zu kriegen, der da von Gotlinden herwehte.

Wenige Tage darauf geschah die große Hochzeit des Helden Lämmerschlind und seiner Gemahlin Gotlind. Sie saßen auf ihrem Brautstuhle wie gar große Edelleut und beschenkten Witwen und Waisen mit Kleidung und Atzung und allerlei Gut nach reicher Fürsten Weise. Und was beim Festmahl aufgetragen ward an Trank und Speise und was die Knappen auf allen Wegen, auf Rossen und Wagen spät und früh in Lämmerschlinds Vaterhaus an Raubgut zusammen-

schleppten, das war so über die Maßen üppig und im Überfluß, daß König Artus und seiner Frauen Ginevra Hochzeit dagegen schier ein lahmer Spott war.

Wie nämlich Lämmerschlind vernahm, daß Gotlind nahte, zog er ihr alsbald entgegen und empfing sie mit höfischem Gruße „Willkommen, Frau Gotlind". Sie aber sah unter sich und sprach: „Gott lohne Euch, Herr Lämmerschlind." Und dann begann ein Blicken zwischen beiden, er sah hin, sie sah her — das flog wie Feuerfunken. Lämmerschlind schoß seinen Bolz mit wohlgesetzten Worten gegen Jungfrau Gotlindes Herze und sie antwortete ihm so wohl und weiblich als irgend sie vermochte.

Rief da Maier Junghelmbrecht in den Saal: „Nun sollen wir Gotlinden geben Lämmerschlind und sollen Lämmerschlinden geben Gotlinden!" Da trat aus der Menge ein alter greiser Mann herfür, der gebärdete sich gleich einem Bischof schier oder einem weisen Meister, stellte die beiden an einen Ring und sprach zu Lämmerschlind: „Wollt Ihr nun Frau Gotlinden ehelich nehmen, so sprecht Ja." Da antwortete der Helde: „Gern und nochmals gern. Vielgern nehme ich dieses Weib." Und gleichermaßen mußte Gotlind zu dreien Malen beteuern, daß sie Lämmerschlind gern zum Manne haben wollte. Darauf ward ein Lied gesungen und der junge Ehemann trat seiner Frauen auf den Fuß. Alsdann setzte man sich fröhlich zum Essen, und bei der Tafel amtierten die übrigen neun Spießgesellen nach königlicher Sitte. Schlinzgau war Marschall, der füllte den Rossen die Krippen voll, Schenke war Schlickenwidder, Höllensack, der wies als Truchseß den fremden Gästen die Plätze an, Rüttelschrein war Kämmerer, Kuhfraß Küchenmeister, der ließ die Trachten von Gesottenem, Gebratenem und Gebackenem auftragen, Müschenkelch verteilte das Brot und Wolfsgaum, -Darm und -Drüsel, die feuerten die Gäste an, indem sie ein gut Beispiel gaben im Fressen und Saufen. Und durch all der feinen Knaben Gurgeln verschwanden die Speisen, als wenn ein steifer Wind sie von der Tafel wehte. So gründlich leerten sie die Schüsseln aus, daß für die Hunde kaum die nackten Knochen übrig blieben. Der Braute begann zu grauen ob solchen unmäßigen Fraßes und gedachte des Spruches der alten Weisen, daß der Mensch

um so gieriger schlinge, je näher der Tod ihm auf den Fersen seie, und ward ihr gar von Herzen leid, daß sie ihres Bruders Lockreden gefolgt und blind und toll den dreien Säcken nachgeloffen. Das Herze ward ihr schwer wie Stein und sie wünschte sich sehrend heim zu ihres Vaters Krautschüssel und zu ihrer Mutter Spinnrocken.

Lämmerschlind aber ließ ihr keine Zeit zum Trübsal, sondern hieß die Spielleute blasen und streichen und seine Gäste lustig sein. Da sie nun just zu Tanze treten wollten, tat sich weit auf die Tür und eh sie sich des versahen, war der Richter mit fünf Henkern in der Stube. Die säumten nicht, die zehn anzufallen mit Spießen und mit Schwertern. Wer nicht in den Ofen zu kriechen vermochte seines Dickwanstes halber, der schlüpfte unter die Bank und die andern drängten alle auf einen Haufen und wußten nicht, wo aus und ein. Einen zogen die Schergen bei den Haaren unterm Tisch hervor und nicht lange währte es, da hatten sie sie alle mit starken Banden gebunden. Es ist eine alte Wahrheit, daß ein rechter Dieb, wie kühn er sonst auch seie, und wenn er an einem Tage ihrer drei erschlüge, dem Schergen gegenüber feig und schwach ist. Gar übel erging es auch Gotlinden. Ihr Brautgewand ward ihr im Handgemenge vom Leibe gerissen und man fand sie hernach hinterm Zaun also bös zerfetzt, daß sie ihre Brüste mit den Händen decken mußte. Sie schleppten sie auch vor Gericht und da mußte sie mit ansehen, wie Lämmerschlinden zwei Rindshäute um den Hals gebunden wurden. Damit mußte er sich zum Richtplatz schleppen. Am schlimmsten aber ging es dem Schlinzgau Helmbrecht. Der mußte drei Häute tragen — und das geschah ihm recht. Der Richter ließ sie kurz abtun und gewährte ihnen keinen Fürsprecher. Ihrer neun hing der Henker bei ihrem Halse auf. Sein Zehnten und sein Recht was der zehnte Mann und der war — Helmbrecht Schlinzgau! Dem stach er die Augen aus und hieb ihm eine Hand und einen Fuß ab. Also wurden Vater und Mutter an ihm gerochen und die Schande heimgezahlt, die er ihnen angetan. Tausendmal willkommener wäre ihm der Tod gewesen, als das elend schmählich Leben, dem er nunmehr entgegenging.

Als nun nach Monden ein Knecht und ein Stab den blinden Dieb Helmbrecht in seines Vaters Haus heimbrachte, da grüßte ihn der mit hartem Spott: „Deus sal, Herr Blindeken! Von wannen des Wegs, an welchem Hof in Diensten? Wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch von meinem Freimann mit Schlägen verjagen lassen soll, so hebt Euch eilends vor die Tür. Mit Euch mag ich keinen Bissen Brotes teilen."

„Ach Herr," klagte da der Blinde, „lasset mich doch verweilen; erkennt mich doch, ich bin doch Euer Kind! Laßt mich doch als Euren dürftigsten Knecht in Eurem Hause herumkriechen. Gebt mir nicht mehr als Ihr einem armen Siechen um Gottes Minne zu geben pflegt, ich will des baß zufrieden sein. Wo soll ich hin, wenn Ihr mir nicht Gnade erweist? Die Leute rings im Lande sind mir also gram, da sie mich erschlagen, so sie mich erkennen."

Dem Alten krachte schier das Herz im Leibe für Scham und Gram, daß er sein Kind also geblendet und geschändet vor ihm sahe, aber er hohnlachte ihm ins Gesicht und rief: „Fahrt Ihr nur weiter in die Welt. Vor Euren ungeheuerlichen Missetaten habt Ihr so manches Herz erseufzen machen, jetzt sollt Ihr erst erfahren, wie denen zumute war, die Ihr in Armut gestoßen und am Leibe mißhandelt habt. Ha, sagt, haben sich meine drei Träume nicht wohl erfüllt? Jetzt eilt Euch, auf daß Ihr weiser werdet, auf daß es Euch nicht schlimmer denn schlimm ergehe und auch der vierte Traum sich erfülle. Knecht, komm und stoß den Riegel vor! Raus mit dem Dieb!"

Und mit solchen harten Worten zog er einen Schuh vom Fuß und schlug damit nach dem Knaben, der den Krüppel führte und sprach dazu: „Da, nimm Du das! So wollt ich Deinem Meister tun, wenn ich mich nicht schämte, einen Blinden zu schlagen."

Also schied Helmbrecht von seines Vaters Tür. Seine Mutter steckte ihm aber doch ein Brot zu.

Ein Jahr lang litt er also schwere Not. Da kam er eines Tages durch einen Wald, darinnen machte ein Bauer Klobenholz und andere Bauern waren mit dabei. War von ohngefähr einer darunter, dem hatte Helmbrecht eine Kuh

gestohlen und ein anderer, dem hatte er samt seinem Weib das Gewand vom Leibe gezogen, dem dritten hatte er Kisten und Truhen ausgeraubt; der vierte aber, sobald er ihn an seiner bunten Haube erkannt hatte, begann zu zittern wie ein Laub vor Wut und knirschte: „Dem dreh ich den Hals ab wie einem Huhn. Er stieß mein Kind, da es im Schlafe lag, zur Nacht mitsamt seinem Bett in einen Sack, und wie es draußen erwachte und schrie, da schüttet er es aus in den Schnee und wäre elend umkommen, wenn ich es nicht rechtzeitig noch hätte bergen können.“ Der fünfte aber stöhnte: „Hier zur Stelle will ich meines Herzens Spiel mit ihm haben. Willkommen sei er mir, der mir mein Weib notzüchtigte.“

Da riefen sie alle aus einem Halse: „Daher, daher, nur näher!“ und fielen mit Fäusten über ihn her und lachten Hohn: „Helmbrecht, hüt deine feine Hauben!“ Und was die Schergen und das Elendjahr von dieser Hauben noch übrig gelassen, das ward nunmehr unter den Bauernfäusten zerrissen und zerschlagen, also daß kein Fetzen größer denn ein Pfennig davon zu Boden flog. Die ganze Vogelschar von Gold gestickt, die Sittich und Galander, die Sperber und die Turteltauben, die flatterten zerfetzt über den Weg, und das Blondhaar seiner Locken flog dazwischen einher wie Spinnweb im Scheidung. Dann stopfte ihm einer einen Klumpen Erde in den Mund als ein Trinkgeld für den Schürer des höllischen Feuers und endlich henkten sie ihn an einen Baum.

Ward also auch des Vaters letzter Traum bewahrt.

Denen aber, die noch als wackere Kinder bei Vater und bei Mutter sind, die seien durch diese Märe gewarnt, daß sie nicht Helmbrechts Wege gehen, auf daß ihnen nicht wie Helmbrechten recht geschehe. Gott walt's!



Die treue Magd

Aus dem Mittel-Niederdeutschen eines unbekannten Verfassers

Das Abenteuer, welches ich euch erzählen will, widerfuhr einem jungen Gesellen, eines reichen Mannes Sohn, der wohlgestaltet und von tugendhaften Sitten war. Seit er drei Ellen hoch aufgeschossen war, hatte er die Gewohnheit angenommen, täglich zwei Gebetlein zu sprechen: das eine, des Morgens, wenn er zu seinem Werke ging, lautete:

„Gott, mach durch deiner Namen drei
Mich heut von allem Jammer frei!"

Und das andre, wenn der Tag zur Rüste trat:

„O liebe Sante Gertrud,
Schaff mir heut Herberge gut!"

Dieser fromme Knabe war etlich Jahre hindurch zur Klosterschule gegangen, um alles zu lernen, was ein geschickter Schreiber mit offenen Sinnen und behendem Geist nur irgend von Künsten und Wissenschaften zu erlernen vermag. Als es nun für ihn in der Klosterschule nichts Neues mehr zu erraffen gab, da beriet er sich mit seinen guten Gesellen, was er nun wohl anfangen sollte, um sein Wissen zu bereichern und das Erlernte zu eigenem Nutz und Frommen sowohl, als auch zum möglichsten Genusse dieser reichen, bunten Welt anzuwenden. Der eine pries ihm das frische Leben am Hofe der Fürsten und edlen Herren, wodurch nicht nur Gold und Silber, Edelgestein und köstliche Kleider, sondern auch große Ehren zu erwerben seien.

Ein anderer meinte, er würde an seiner Stelle sich doch lieber an die Pfaffheit halten, die sich der hohen Künste und Wissenschaften befleißige, gemächlich lebe, keinerlei Mangel leide und von aller Welt Lob und Ehre ernte.

Und ein Dritter endlich sprach: „Ich an deiner Stelle täte mir was pfeifen auf die Ritter und auf die Knappen und gar auf die gelahrten Wänste der Pfaffen; ich täte mich dem Frauendienst verschreiben und mir keine andre Sorge machen, als wie ich die lieblichste der Freudenbringerinnen für mich gewänne."

Das junge Schreiberlein bedachte alle diese Reden in seinem klugen Sinn und dann trat es vor seinen Herrn Vater hin und begehrte bescheidentlich, er möge ihm gewähren, zu Padua oder Paris sich weiter der höheren Studien, der Wissenschaften und aller freien Künste zu befleißen. Solches hörte der Vater mit Freuden und trug alsbald Sorge, ihn gar stattlich auszurüsten mit allem, was für einen jungen Mann von gutem Stande von Nöten ist, um auf der hohen Schule Ansehen unter den Kumpanen zu erwerben. Er schenkte ihm ein auserlesen tüchtiges Pferd, reichlich silbern und golden Geld und gab ihm seinen besten Segen mit auf den Weg nach Paris. Seine Mutter aber steckte ihm unter zärtlichen Tränen noch fünfzig Goldgulden bei, eingewickelt in wohlgemeinte Lehren, wie er seine Tugend bewahren und sein gutes Blut bewähren solle. Freunde und Gevattern gaben ihm noch zu Roß das Geleit eine Tagereise weit und ließen ihn erst anderen Tages allein seine Straße weiter ziehen.

Nun geschah es, daß er Stunde um Stunde rüstig ins unbekannte Land hineintrabte und dennoch, als es Abend werden wollte, inne werden mußte, daß er sein Ziel, die reiche große Stadt, heute nimmer erreichen werde. Schon hatte er sich darein ergeben, irgendwo auf der weiten Heide zu übernachten und sein gewohntes Gebetlein an Sante Gertrud bereits gesprochen, als er ein Mägdelein gewahrte, das Lämmer und Schweine hütete. Das führte ihn zu eines reichen Ritters Hofe, der in aller Nähe im dichten Walde verborgen lag. Das Tor stund weit offen, und so gab er seinem Gaul die Sporen und sprengte gar junkerlich in den Hof hinein. Wie er nun um sich blickte, gewahrte er an einem Fensterlein über dem Tore des Pallas ein gar lieblich Frauenbild, anzuschauen wie eine Rose, die in der Morgenfrühe eben sich aufgetan hat.

Da zog er seine Haube ab, grüßte sie höfisch und ließ seine lustigen jungen Augen spielen. „Gott grüß Euch, edle Fraue!“ rief er zu dem Fensterlein hinauf. „Seid doch so gut und saget mir, wo ich den Herrn treffe.“

„Der Herre mein“, antwortete ihm die Schöne, indem sie sich lächelnd aus dem Fensterlein herniederbeugte, „ist vor dreien Tagen ausgeritten und sollte längst wieder daheim sein. Bedürft Ihr seiner denn so nötig?“

„Das wohl nicht, Fraue," rief er lächelnden Mundes hinauf: „Ich bin nur ein arm elend Schülerlein. Wollt Ihr mich nicht herbergen um unserer lieben Frauen willen?"

„O gern," gab sie freundlich zurück: „Wenn mein Herre nur zu Hause wäre, so wollte ich Euch und wohl noch mehrere Eures gleichen mit Freuden aufnehmen; aber die Leute sind so bösen Sinnes und vor ihrem schlechten Geschwätz ist auch die reine Unschuld nicht sicher."

Da hub das Schreiberlein einen tiefen Seufzer und sprach: „Die Stadt ist doch so ferne noch — müßt Ihr mich wirklich in die Heide jagen mit meinem müden Gaule? Es ist ja nur für eine Nacht."

Des jungen Gesellen artige Geberde, seiner Stimme Ton und seiner Augen treuherziges Leuchten umschmeichelten also der schönen Fraue Herz, daß es ihr schwer wurde, seinen Bitten zu widerstehen. Sie hatte eine alte, treue Magd, die sie schon als Kind gepflegt hatte, bei sich im Hause; die fragte sie um Rat. Und als die Magd das Schreiberlein heimlich beguckt und an seiner Gestalt und seinem Wesen Gefallen gefunden hatte, da riet sie ihr, es ruhig mit dem frischen Knaben zu wagen. Die Frau ging alsbald wieder ans Fenster und rief zu ihm hinunter: „Ei ja, steigt nur ab, herzliebes Kind, und kommt hurtig herauf. Die Nächte sind bereits grauslich kalt — ich kann es nicht verantworten, Euch in der Heide schlafen zu lassen."

Nun fügte es der Zufall, daß der Knecht, der dem Junkerlein das Pferd abnahm, vor nicht langer Zeit bei dessen Vater bedienstet gewesen war und ihn alsbald als seines alten Herren Sohn erkannte. Dieser Umstand behub nun vollends alle Zweifel der edlen Frau. Sie hieß ihm zum Willkomm Malvasier aus der Romagna reichen und ihm in der großen Gaststube aufbetten wie einem vornehmen Getreunde des Hauses. Danach ließ sie das Nachtessen auftragen und ihm das Handwasser reichen, bevor sie sich selber mit ihm zu Tische setzte.

Der junge Geselle fand nun seine Wirtin also minniglich, daß sein Gemüt mehr von ihrem Anblick erwärmt und sein Geist von ihrer Augen Lichterspiel leichter beschwingt ward, denn selbst von den guten Weinen, so sie ihm zu

trinken gab. Solche Wärme und Beschwingtheit löste ihm die Zunge, also daß er muntere Rede fand, seine Worte zierlich setzte und das schöne Weib durch seine Einfälle zu hellem Lachen brachte. Die Schöne ihrerseits, wiewohl sie von dem schweren Weine kaum nippte, berauschte ihre Sinne an des Scholaren frischer Jugend und an seines Geistes flinker Anmut so, daß ihr schier die Speise im Munde erstarb und sie Qualen erlitt wie das arme Fischlein aus dem See, wenn die Angel es erwischt hat.

Sprach das Schreiberlein: „Was ist Euch, liebe Fraue? So esset doch von diesen guten Speisen."

Sprach sie dagegen: „Ach, esset nur Ihr, mein lieber Herre Gast. Mit mir ist das ein eigen Ding: wann ich am allerfröhlichsten sollte sein, so tut mein töricht Herz mir weh. Wie gern säße ich noch bei Euch und hieße Euch tüchtig zulangen. O weh, mein Herz! — Gott will's nicht also haben." Damit gab sie dem Schreiber ihren Segen, stand auf und ging von dannen. Ihren Mägden aber sagte sie, ihr seie nicht gut, sie müsse sich zu Bette legen; sie sollten derweil des Gastes warten, als ob es der Herr selber wäre.

Unterweil war es schwarze Nacht geworden und der Schüler satt vom guten Essen und müde von dem süßen Wein und dem weiten Ritte. Ließ sich also sein Bette weisen und war bald fest entschlafen.

Tor und Tür waren geschlossen und verrammelt, das Gesinde längst zur Ruhe gegangen, scharrte kein Huhn mehr und bellte kein Hund — da lag die schöne Hausfrau noch wach an ihrem Betstuhl und zerrang sich die Hände: „O du guter, reicher Gott, was ist das mit mir?" sprach sie in hellen Ängsten. „Ich fühle es also in mir brennen — — und wenn es mein Leben kostete, ich muß heut nacht noch bei ihm sein!"

Also hart setzte die Minne ihr zu, daß sie wie in hitzigem Fieber durch ihre Kemenate taumelte und sich im Dunklen die Treppe hinab bis zur Gaststube tastete. Sie schlüpfte hinein zu ihrem Schreiber, umfing ihn mit beiden Armen und gurrte ihm ins Ohr: „Eia, du lieber Schreiber, da hast du mich auf Gnade oder

Ungnade. Dein junger Leib tut mir den Tod an — ich kann mir nicht anders helfen!" Mit solchen Worten legte sie sich zu ihm.

Der Schreiber drauf, noch halb im Traum: „Eia, liebe hehre Frau, was tu ich Euch? Was wollt Ihr mir? Hab ich Euch was zu Leide geredet oder getan? Das sollte mich, weiß Gott im Himmel, gereuen!"

Sie darauf, heiß an seinem Halse: „Ach, lieber Schreiber, nein, Ihr habt mir nichts zu Leide getan — es ist nur, daß ich .... ich mußte noch einmal zu Euch gehen und freundlich mit Euch kosen — mit Euch, wie man so sagt, die Rosen brechen auf der Minne Feld. Wollt Ihr mein Leid, mein Herzweh mir vertreiben, o auserwählter süßer Schatz, so laßt mich bei Euch bleiben."

Da nahm er sie in seinen Arm und sprach: „Wie gern will ich Euer eigen sein. Tut mit mir, süße Frau, was Eure Lust erheischt."

Also umfingen sie sich minniglich und küßten sich — — und was sie sonst noch taten — wer mag das wohl erraten?

Des Morgens früh, um Hahnenkraht, da noch die Heide in dichtem Nebel ihr naßkalt Gras und Kraut vermummt hielt, ward gegen das Tor gepocht, daß die Roßknechte alsbald wußten, der Herr seie heimgekommen. Liefen also herzu und sperrten ihm auf. Der Wirt war jedoch nicht allein sondern hatte zween andre Ritter bei sich, seiner Frauen Brüder. Und als die Herren von den Rossen gestiegen waren, schlug sich der Wirt die Hände um den Leib und rief den Knechten nach: „Hurtig, ihr, weckt die Hausmagd! Sie soll sich schleunen und ein gut Feuer in der großen Gaststube anzünden; wir frieren bis auf die Knochen."

Als nun das große offene Feuer in dem Kamin brannte, wurden die Ritter gewahr, daß jemand in dem großen Gastbette liege — konnten aber nicht sehen, daß es deren zween waren, dieweil die beiden sich also fest umschlungen hielten, daß eines mehr ob denn neben dem andern lag und es nicht zu unterscheiden war, wessen Bein oder Arm es seie, so im rötlichen Widerscheine des Feuers unter dem Betthimmel hervorleuchte. Die beiden waren auch also ermattet von der Minne Kampfspiel, daß alles Lärmen in Hof und Stube sie nicht zu erwecken vermochte. Als nun das große Feuer hell aufleuchtete, gewahrte der Ritter, daß

jemand in dem Gastbette liege. Fragte also die Magd, wer das seie und erhielt Bescheid, daß es ein Schreiber seie, der zu Abend um Herberge gebeten habe. Der Roßknecht kenne ihn als eines reichen Mannes Sohn, dem Burg und Land zu eigen.

Sprach der Herr: „So laßt ihn ungewecket!"

Der jüngste Bruder aber gewahrte einen Arm, der sich unter der Decke hervorstreckete und sprach: „Potz Wetter, lieber Schwager mein, sahst du je einen Arm mit weißerer Haut, als den da im Bette?"

Da lachte der Ritter: „Ja Schwager, so Schreibersleut' haben's gut: haben kein' andere Sorgen, denn schönen Frauen aufzuwarten, und weiße Hände können sie sich auch bewahren, maßen sie keine Axt noch Haue angreifen." Wandte sich alsdann zur Magd und sprach: „Heiß deine Fraue aufstehn und zu uns herunterkommen."

Da ging die Magd in die Kemenate und als sie der Frauen Bette leer und unberührt erfand, erschrak sie also, daß ihr das Herz schier stille stund; dachte sich auch gleich, daß sie wohl bei dem Schreiber liegen werde.

Da sie nun wieder in die Stube trat, rief ihr der Herr zu: „Halloh! was ist? warum kommt sie denn nicht?"

Sprach die Magd: „Herr, ihr war gestern um den Abend schon gar nicht gut. Hat sich frühe gelegt, will aber nun balde aufstehn."

Sie traute sich ihren Herrn nicht anzuschaun und wollte sich eilend davon machen. Als sie aber die Tür auftat, da drückte der kalte Morgenwind den Rauch ins Gemach. Da kam ihr in den Sinn, einen großen Tisch, der unbenutzt darinnen stund, hochkant vor das Bette zu kippen, auf daß der Rauch nicht des Gastes Nase beize und ihn aus seinem Schlummer wecke. Nach einer Weile aber hub der Wirt wieder an: „Höre, Magd, mir scheint, die Frau ist wieder eingeschlafen. Springe doch noch einmal hinauf und wecke sie. Sage ihr, die Schwäger seien mit mir anher kommen; sie solle sich doch endlich sehen lassen."

Da ging die Magd wieder hinaus, rang die Hände, zerschlug sich die Brust und wußte nicht mehr aus noch ein. Sie ging in ihre eigne Kammer, nahm

eine Kerze zur Hand, klebte sie ans Fensterbrett, setzte sich aufs Bette und wußte nichts besseres zu tun, denn ihren Tränen und Seufzern freien Lauf zu lassen. Mit eins aber kam ihr ein Gedanke — den mußte ihr wohl Sankt Gertrud selber eingegeben haben, die das junge Schreiberlein vor Unheil behüten wollte, dieweil es allabendlich zu ihr betete. Die Magd hub sich nun eilend wieder zur Gaststube zurück und rief leise zur Tür hinein: „Die Frau tut sich schon hurtig an. Bald wird sie hier erscheinen. Ich muß jetzt in den Hof gehen, Herr — weiß nicht, was den Ferkeln ist — ich höre sie so kläglich quieken.“ Und schnurstracks machte sie sich davon, lief schnell um das Haus herum, griff von ihrem Kammerfensterlein die annoch brennende Kerze und warf sie auf das nahe Scheunendach. Sobald nun das Stroh Feuer gefangen hatte, rannte sie wieder herum zum Hause und schrie laut: „Feurjo! To Jodute! Helpt! Alle helpt!“

Und während nun Herren und Knechte nach dem Feuer liefen, schlüpfte die Magd geschwind in die Gaststube und weckte die Frau samt ihrem Trauten auf. Die beiden erschraken nicht wenig vor dem Feuerschein und vor dem großen Lärm im Hofe — mehr aber noch vor dem großen Unheil, dem sie um ein Haar durch der treuen Magd List entgangen waren.

Als nun nach kurzer Frist der Brand gelöscht war und der Ritter mit seinen Schwägern in das Haus zurückkehrte, da trat ihnen die Frau fertig angekleidet entgegen. Ihr Herr empfing sie freundlich und sprach: „Herzliebste, wollet mir verzeihen, daß Ihr so unsanft geweckt wurdet, da Ihr doch wirklich nicht gut zu paß seid. Ich sehe es Euren Augen wohl an, daß Ihr eine schlimme Nacht gehabt habt.“

Das Schreiberlein, das mit dabei stund, ward rot als wie eine Mägdelein vor Scham und entschuldigte sich, daß er wie ein Stein so fest geschlafen habe anstatt seinem Wirt alsbald geziemenden Morgengruß zu entbieten. Der Ritter aber lachte: „Deß brauchet Ihr Euch nicht schämen, Junkerlein: Jugend hat keine Tugend, aber einen guten Schlaf.“ Und hieß ihn fröhlich bleiben und seiner Gastfreundschaft noch etliche Tage genießen. Unter Jagen, Brettspiel und Pokulieren wurden sie alle gute Freunde untereinander, Ritter, Schwäger und Schreiber

Bevor er jedoch gen Paris weiter ritt, fand die edle Frau eine Gelegenheit, ihren herzliebsten Knaben noch einmal heimlich zu küssen und ihm ein kostbar Ringelein zuzustecken, mit der Mahnung, ihrer nicht zu vergessen, das Abenteuer fein bei sich zu behalten und auf dem Heimwege wieder bei ihr einzukehren.

So schieden sie alle fröhlich voneinander. Am zufriedensten aber war die treue Magd; denn nicht nur, daß ihre Fraue ihr die Rettung von ganzem Herzen und mit vollen Händen dankte, auch der Ritter selber gab ihr eine stattliche Verehrung dafür, daß sie rechtzeitig das Feuer entdeckt und ihn vor großem Schaden bewahrt habe – und das Schreiberlein spendete ihr einen von seiner Mutter Goldgülden, dieweil sie ihn vor großer Schande bewahrt und ihm vielleicht gar sein junges Leben gerettet hatte. In seinen Gedanken aber verwuchs hinfort Sante Gertrud, die ihm so holde Herberge beschert, mit dem Bilde seiner herzkranken Wirtin zu einer Person. Und er hatte in der einen Nacht von der minniglichen Frau mehr Weltweisheit gelernt, denn in Monden hernach von den weisen Magistern der Hohen Schule zu Paris.



Wie man böse Weiber zähmt

Es war einmal ein Ritter, dem Frau Saelde alles verliehen hatte, was eines Menschen irdisches Heil ausmacht: er besaß reiches Gut, ward geehret von aller Welt und sein Wesen war sanft und zur Freude geneigt. Derselbige glückhafte Ritter war jedoch mit dem ärgsten Weibe geschlagen, das je auf Erden eines Mannes Liebe erwarb. Sie schien ihren Ruhm darein zu setzen, die schlimmste Widerbellerin, böse Zunge und Kratzbürste der Welt zu sein. Haselgerten, Birken- oder Eichenstöcke hätte man schockweis auf ihrem Rücken kleinschlagen können, ohne sie zu erweichen. Sprachen nothafte Leute um ein Nachtlager vor, so empfing sie sie mit Schimpf, wollte aber der Mann einen vertreiben, so hieß sie ihn dableiben. Tat überhaupt in allen Stücken aus schierer Bosheit just das Gegenteil von dem, was ihm gefallen hätte. Obwohl nun der gute Ritter gegen ihren starren Sinn nicht das Geringste auszurichten vermochte, ertrug er die schlimme Ehe dennoch volle dreißig Jahr. Nur eine einzige Tochter war ihnen beschieden und auch über diese vermochte der Vater weder im Güte noch im Strenge Herr zu werden, sintemalen sie sich gänzlich auf der Mutter Seite schlug. Sie schien ihren Ehrgeiz daran zu setzen, der Mutter Bosheit, Geiz und böse Zunge womöglich noch zu überbieten. Aber so bös sie war, so stark und voll und schön war sie auch, also daß sie jedem Fremden, der sie zum ersten Male sah, süß und minniglich deuchte, bis daß sie ihren Mund zur Rede auftat.

Eines Tages nahm der Vater die schlimme Maid ernstlich ins Gebet und sprach zu ihr: „Es wird höchste Zeit, Tochter, daß du deiner Mutter Art abtust — kriegst sonst nie einen Mann; und wenn du ja einen kriegst, und er ist ein rechter Mann, so wird er dich zerbleuen, daß du deine Tage verfluchen und bitter bereuen wirst, deiner Mutter Beispiel gefolgt zu sein.“

Auf solche Mahnung lachte ihm die Jungfrau nur ins Gesicht und spottete: „Meint Ihr mir mit derlei Stunk Angst zu machen? Ja wohl, laßt nur den Mond aufgehen. Ich gebe nicht sieben Heller um die krumme Sichel. Wär schon zu viel dafür. Sind's etwa die Federn, um derentwillen die Gänse wachsen?

Ha, soll nur einer kommen und's mit mir wagen! Das längere Messer von uns beiden trüge alleweile ich! — — Beineben gefragt: was habt denn Ihr bei meiner Mutter ausgerichtet? Habt Ihr sie auch so übel zerrauft und zerschlagen?"

Da fuhr der Ritter zornig auf: „Nun laß dir das eine gesagt sein, du bös Ding: wann einer kommt, der dich zwingt, nach seiner Geige dich zu drehen, dem geb ich dich, sei er Ritter oder Knecht und will ihn mehr schätzen nach der Zahl der Ruten, die er auf deinem Buckel zerschlägt, als nach der Zahl der Pfenninge, so er im Beutel hat."

War aber alles in den Wind geredet und die Maid blieb wie sie war und hörte einzig auf ihrer Mutter bösen Rat.

Etwa drei Meilen weit entfernt von unseres Ritters Burg saß ein stattlicher Junker auf seinem Eigen, der mehr an männlichem Mut denn an Reichtümern besaß. Dieser Junker hatte die Kunde von der Jungfrau Bosheit und Schönheit vernommen und kam eines Tages mit etlichen Freunden zu ihrem Vater geritten und trug ihm kurzerhand sein Ansinnen vor, daß er sich unterfangen wolle, mit seiner schlimmen Tochter den Tanz zu wagen.

Der Vater nahm ihn beiseite und verhehlte ihm unter vier Augen nicht die volle Wahrheit über sein schlimm geratenes Kind.

Der Junker ließ sich jedoch mit nichten abschrecken, sondern sprach: „Das weiß ich alles wohl; mein' aber doch, so Gott mir hilft, und Ihr, alter Herr, nur ein Jahr noch Euch des Lebens freuet, so solltet Ihr noch Euer Wunder sehen. Ich gedenke sie also zu ziehen, daß ich sie mit meinem kleinen Finger lenken kann. Ich will sie biegen als wie ein Weidenreis, und soll ihr nimmermehr einfallen, etwas zu wollen, was ich nicht mag."

Dem älteren Ritter gefiel des jungen Art und Rede wohl und er hätte ihn gern vor der Hölle bewahrt, die er sich selber in seinem Ehestand geschaffen; dieweil aber der Junge sich durchaus nicht von seinem Vorhaben abbringen ließ, so sagte er ihm die Tochter zu und setzte die Hochzeit über sieben Nächte fest.

Wie nun die Jungfrau zur Mutter kam, sich Rats zu erholen, ob sie das Spiel mit dem stattlichen Junker wohl wagen solle, da sprach die Alte also zu ihr: „Nimm ihn nur

dreist, mein Kind. Ich sage dir nur das eine: zu Tode schlag ich dich, so du mit ihm anders umspringst, als ich mit deinem Vater umgesprungen bin. Wenn er wider dich aufbegehrt und dich etwa gar niederwirft, dann beiße, kratze, raufe ihn wieder. Laß es lieber darauf ankommen, vier Wochen lang einen wunden Hintern zu haben, als dich von deinem Mann in Wonnen entrücken zu lassen, denn alsbald ist er auch dein Oberhaupt. Ich sage dir, ich habe deinem Vater mehr Haare ausgerissen, denn ein Schäfer Wolle. Ich habe immer den Preis davongetragen in jedem Kampf, obzwar ich viel schwächer und kleiner war, denn du. Mit deinen vollen Armen und starken Gliedern mußt du's erst recht zwingen. Vor allem aber merke dir: nur kein Erbarmen — nimmermehr Erbarmen gegen einen Mann!"

Und über sieben Nächte kam der Junker alleine dahergeritten auf einem dürren Klepper, führte einen räudigen Hund an der Leine neben sich und hatte auf seiner Schulter einen struppigen Falken zu sitzen.

Wohl sahe die Jungfrau scheel zu dem jämmerlichen Aufzug, in dem ihr Freier daher kam. Vermeinte aber, das seie nur ein Anschlag, sie einzuschüchtern und ihres Mutes zu berauben. Dachte in ihrem Sinn: „Solch Narrenwerk soll dir wenig helfen, mein Trauter," und war's zufrieden, wie sie ging und stund, mit ihm zur Hochzeit zu reiten.

Der junge Ritter hub sie alsbald hinter sich aufs Pferd und nahm von Schwäher und Schwäherin Abschied, ohne auch nur einen Imbiß genossen oder viel der Worte gewechselt zu haben. Und wie das Brautpaar zum Burgtor hinauszog, rief die Mutter noch der lieben Tochter nach: „Also Kind, vergiß meiner Mahnung nicht, hörst du? Sei gut zu deinem lieben Herrn und füge dich in allen Stücken, wie ich dich gelehret han."

Nur kurze Weile ritt der Bräutigam auf der großen Landstraße dahin, dann bog er in einen Feldweg ab, der durch Knick und Heide, durch Dorn und Dickicht und steinige Öde führte und der Braut gänzlich unbekannt war. Sie waren noch nicht gar lange geritten, als der alte Falke auf des Junkers Schulter mit den Flügeln zu schlagen begann und damit sowohl seines Herrn Wange, als auch der Braut Mund und Nase kitzelte.

Da schnob der Ritter in jachem Zorn: „Daß dich, elendes Vieh! Willst dich erfrechen, mit deinem Federsträuben meiner Jungfer Braute Haar zu raufen?"

Der Braut wollte das laute Schelten nicht behagen und verwies es den Junker mit ärgerlichen Worten: „Laß doch den Falken ungescholten, der tut mir nichts zuleide. Seht doch nur: da ist eine Krähe aufgegangen, auf die möchte er wohl gerne stoßen."

„Wollt Ihr meinem Falken gehorsamen?" rief der Junker. „Das wäre nach meinem Sinn! Ich will dich lehren stille sitzen, verdammter Vogel!" Griff ihn beim Halse, riß ihm den Kopf ab und schmiß ihn ins Gras. „So, nun hast du Ruhe vor dem Unhold, Minnigliche!"

Da entsatzte sich die Maid über den Teufel in Mannsgestalt, sagte aber kein Wort, sondern seufzte nur stille vor sich hin.

Nicht lange hernach, so blieb der Windhund zurück, also daß die Leine einen Ruck tat, mit der er an des Rosses Seite gebunden war. Fuhr der Ritter auf und wendete sich nach dem Tiere um: „Daß dich, du räudiges Aas! Meinst du, ich solle meines Gaules Gang auf deinen faulen Trott einstellen?" Und riß an der Leine, daß der Hund wie ein ungefüger Klump dahergeflogen kam, die Zunge lang herfür streckend, weil ihn der Strick am Halse würgte. Fiel nieder und vermochte nun erst recht nicht Schritt zu halten, dieweil der Ritter sein Roß zum Trabe spornte. Da riß der Junker Ungeduld sein Schwert aus der Scheide, hielt sein Roß an, stellte sich in Bügel und hieb mit einem Streiche den Hund mitten durch.

Da entsatzte sich die Braute noch mehr und schrie: „O Herre Gott, in den Mann ist der Teufel gefahren! Pfuch, Unhold, möge dir das arme Windspiel . . .!"

„Was, armes Windspiel? Willst du der Hoffahrt etwan das Wort reden, Jungfer Braut? Wer sich unterfängt, an meinem Arm zu rucken und zu zucken, um mich in meinem Lauf zu hemmen . . . ."

„Ich bin schon still," fiel ihm die starke Maid schier zitternde ins Wort und getraute sich nicht mehr, ihn von rückwärts mit ihren Armen zu umpfahn, aus

Furcht, seinen grimmen Zorn zu erregen, wenn sie ihn etwa dadurch am Gebrauche seiner Arme hinderte.

Der Weg begonnte bald darauf ein wenig zu steigen und ward dem alten Rosse schwer, die doppelte Last bergan zu tragen. Keuchte harte, blieb aller zehn Schritte zum Verschnaufen stehn und stolperte bisweilen über einen groben Stein oder ein Loch im Wege. Da stieß ihm der Ritter die Sporen in die Weichen, daß es in gachem Schreck steigen wollte. Hatt' aber die Kraft nimmer dazu. Rann ein Zittern über seine Haut und hub ein Röcheln an, wie wenn es mit ihm aufs Ende ginge.

„Hoho, willst etwa widerbellen, Schindmähre!" schrie der Junker. „Wann du nimmer traben magst, wie sichs gebührt für einen ritterlichen Gaul, so bist du auch der Ehre unwert, die schöne Braut auf deinem Rücken heimzuführen. Am Wege sollst du verrecken, Rabenfraß, elender." Und mit dem Worte lupfte er sein rechtes Bein über des Gaules Haupt und sprang zur Linken ab, erhub sein blutig Schwert mit beiden Händen hoch über sein Haupt und führte einen also gewaltigen Streich wider des Rosses Hals, daß er den glatt durchschlug.

Der Kopf fiel blutig zwischen die Vorderbeine und der Leib brach also geschwinde zusammen, daß das edle Fräulein nur gerade noch mit einem Sprunge herunterkam, sonst wäre sie gar übel in die Dornen am Wegrande geflogen. So aber kam sie heil davon, wenngleich sie in die Knie brach und vor schierem Schreck nicht aufzustehn vermochte. Konnte auch nicht einmal einen Schrei tun, so saß ihr das bleiche Entsetzen in der Kehle.

Der Junker lachte, als sei nichts von absonderlichem Belang geschehen, half ihr auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und dann funkelte er mit seinen hellen Augen seine Liebste an, als wenn er sie fressen wolle. „Ein feine Hochzeitsfahrt!" lachte er sie grimmig an. „Ei, hols der Henker, hab mir die Heimholung doch stattlicher fürgestellt. Soll ich, ein Edelmann aus altem Geschlecht, nunmehr wohl gar zu Fuße mit meiner Braut in meine Burg einziehen? Das geht, hol mich der Teufel, wider die Ehre. Das müßt Ihr einsehen, Allerschönste. Seht Ihr es ein, he?"

„Ja, ja, ich seh's wohl ein," stammelte die Braut mit schwacher Stimme.

„Mich soll eher der Satan reiten, als daß ich unberitten heimkehre. Was bleibt mir da zu tun? Muß wohl Euch selber reiten, Herztraute mein."

„Wie's Euch beliebet, Herre!"

Alsbald machte er sich daran, von dem toten Gaul den Sattel abzuschnallen.

„O guter Gott!" klagte die Jungfrau und schlug die weißen Hände zusammen: „Ihr werdet mir doch nicht die Schande antun und mir den Sattel auflegen?"

„Soll ich etwa mir die Schande antun, ungesattelt heimzureiten? Daß die Knechte meiner spotten? Ihr müßt einsehen, daß das nicht angeht!" sprach der Junker in hartem Ton, derweilen er sein blutig Schwert im Grase abwischte.

„Ja, ja, ich seh' es wohl ein," seufzete die Braut: „Tut nur, wie's Euch gefällig ist!"

Da legte er ihr den Sattel auf, schnallte ihn unter den Brüsten fest und gab ihr das Eisen in den Mund. Hieß sie, sich auf alle Viere niederlassen und bestieg stolz sein ritterlich Roß.

Doch nur drei Speerlängen weit trug sie ihn. Da ward sie ihrer Kräfte bar und brach zusammen.

Sprach der Junker, indem er ein wenig am Zügel zog: „Nu, nu, müßt Ihr schon verschnaufen? Gehts nimmer mit dem Zelten?"

Versetzte die Jungfrau im Todesschreck: „O doch, o doch, es ist mir eine Wonne Euch zu tragen, versteh mich auch wohl auf den Zeltgang. Mein Vater hat einen Zelter, von dem hab ichs gelernt."

„So ist es recht," lobte der Juuker. „Ihr wollt also alles tun, was ich will?"

„Gewißlich Herr, gewißlich ja."

Da stieg er herunter von ihr, half ihr auf, zog sie an seine Brust und schlug seinen Mantel um die bebende Maid.

Und plötzlich traten aus dem Dickicht zu beiden Seiten des Weges des Junkers liebe Nachbarn und Freunde hervor und standen flugs um die beiden mit lautem Hali und Halo, wünschten ihnen alles Glück zum heiligen Ehestand und geleiteten sie festlich zu des Junkers Hofestatt. Solches hatte er heimelich

mit ihnen verabredet. Und ward eine schöne Hochzeit in aller Fröhlichkeit mit Flöten und Geigen, Tanz und Ringelspiel. Und auf die frohe Hochzeit folgten frohe Wochen, denn die schlimme Jungfrau ward das allerbeste Weib, diente ihrem lieben Herrn mit gutem Willen, empfing seine Gäste mit lieblichen Gebärden und freundlichen Worten und schuf ihm eitel gute Zeit in seinem Hofe.

Der jungen Fraue Vater vermochte nicht das Jahr abzuwarten, sondern kam schon sechs Wochen hernach mit ihrer Mutter, um mit eigenen Augen zu sehen, ob es wirklich dem Tochtermann gelungen seie, wes er sich im Übermut gar so keck vermessen. Ei, das gefiel seinem Herzen wohl, wie er da die schlimme Tochter so gänzlich verwandelt sahe und ward aller Freuden voll. Der Mutter aber dünkte es gar übel, entbrannte in hellem Zorn und schalt ihr Kind mit bösen Worten, daß es in so kurzer Frist seines Gelübdes vergessen und den Mann über sich hatte Meister werden lassen.

Da seufzete die junge Frau und sprach ernstlich zu ihrer Mutter: „Was willst du, arme Mutter mein? Dein Schelten kommt hier nicht zu paß. Ich hab den allerbesten Mann, er ist so bieder und so gut. Aber das laßt Euch von mir geraten sein: hütet Euch ihn in Zorn zu bringen, dieweil er gar risch zum Knüttelhandwerk ist."

Höhnte die Mutter: „Ei du strohdummes Huhn, hör mir zu gackern auf. Das wollt ich ihm baß verleiden, daß er seine Ehezucht an mir auch übte!"

Indessen pflagen auch Schwäher und Eidam miteinander heimlich Zwiesprach, durch welches Mittel etwan auch der Mutter von ihrer Bosheit zu helfen wäre, und der Junker war auch nicht verlegen um guten Rat, sondern heckte gleich zur Stund einen Plan aus, wie sie der schlimmen Alten beikommen wollten. Er schickte heimlich zur Stadt und ließ beim Metzger zwei frische Schweinslenden holen ... Begonnten alsbald alle dreie, Vater, Tochter und Eidam, der Mutter einzureden, wie jämmerlich blaß sie aussehe. Sie müsse eine gefährliche Krankheit mit sich schleppen und seie höchste Zeit zu einer Kur, wann sie nicht ihr Leben verlieren wolle. Und der Eidam benamsete solche Krankheit „die Bosnickelsucht", beklagte sie mit leidigen Seufzern und gab die Schuld den zween Zornbraten,

die sie zeitlebens in ihrem Leibe herumgetragen und die nun also ausgewachsen seien, daß sie sie in kurzer Frist zu Tode bringen würden. Redete ihr im Guten zu, daß sie sich von ihm den Zornbraten schneiden lassen möge, worauf er sich gar wohl verstehe.

Die Frau hatte wenig Lust dazu, mochte aber ebensowenig schon ans Sterben gehn, dieweil sie sich noch wohl bei Kräfte fühlte. Wie nun aber Mann, Tochter, Eidam und gar das Gesinde ihr von früh bis spät anlagen, daß sie zum Erschrecken elend ausschaue und es wohl Zeit seie, um den Pfaffen zu schicken, auf daß er sie geistlich vorbereite zu einem gottseligen Hintritt, da ward ihr doch derart bänglich zumute, daß sie ihren Willen dreingab, sich alsbald den Zornbraten schneiden zu lassen.

Sie mußte sich auf eine Bank hinstrecken, nachdem sie sich bis aufs Hemde entkleidet, und von vier starken Mägden halten lassen, worauf der Eidam ihr mit einem scharfen Messer einen langen Schnitt durchs Hemde auf der rechten Seite beibrachte.

Wie sie ihr Blut so reichlich quillen sah, vergingen ihr die Sinne, also daß es dem Junker ein leichtes war, den gekauften Braten in ihrem Blute zu wälzen und ihr mit Frohlocken vorzuhalten. „Ha," rief er, „was sagt Ihr nun, Frau Mutter, bin ich nicht ein geschickter Feldscher? Des einen Bratens seid Ihr ledig."

Da die Alte wieder zu sich kam und die Wunde nicht allzusehr schmerzte, so ward sie von Herzen froh, dankte dem geschickten Bader und bat, er möge es nunmehr des Arztens genug sein lassen, ihr seie schon ganz leicht ums Herz und verspüre nicht den mindesten Druck mehr in ihrem Leibe, also daß sie gewiß seie, sie habe nicht mehr denn den einen Braten in sich getragen und seie nunmehr gänzlich von ihrer Bosheit salviert.

„Mit nichten, liebe Mutter mein," sprach da der schelmische Eidam. „Die Erfahrung lehrt, daß dieses Übel niemals anders denn paarweis auftritt, und wolltet Ihr den anderen Braten in Eurer Lende belassen, so würde er sich alsbald auswachsen und Euch schlimmer zusetzen, denn zuvor alle zween. Die Alte tobte und schrie und wehrte sich mit aller Macht; half ihr aber nichts, denn die

Mägde griffen feste zu und hielten sie darnieder, bis daß sie sich nimmer rühren konnte. Da tat der Eidam seinen zweiten Schnitt an der linken Seite und holte ihr ritze, ratze den zweiten Zornbraten aus der Lende herfür. Die Tochter aber tröstete sie mit Küssen und lieben Worten und ihr Eheherr beglückwünschte sie und sich zu der wohlgelungenen Kur.

Wenige Tage hernach war die Fraue bereits imstande, mit ihrem Eheherrn heimzufahren und hatte große Eile, von ihrem lieben Eidam und geschickten Bratenschneider wegzukommen. War hinfort auch so eifrig beflissen, in Frieden nach ihres Mannes Willen zu leben, daß männiglich darob erstaunte. Wollte sie aber ja einmal wieder zurückfallen in die Bosheit, so sie lebenslang geübet, dann brauchte der gute alte Ritter nur die Stirn in Sorgen kraus zu ziehen: „O wehe, liebes Weib, mir scheint, es will dir ein neuer Zornbraten wachsen, wir werden wohl um den Eidam schicken müssen!" — — dann gab sie alsbald klein bei und ward gar fromm und demütig, denn den lieben Eidam fürchtete sie mehr, denn den leibigen Teufel.

Die Lehre möget Ihr Euch selber ziehn, Ihr bösen, zornmütigen Weiber. Ihr seid schlimmer denn der leibige Teufel, und Euer Teufel kann nur ausgetrieben werden, durch den schlimmeren Teufel, den großen Bratenschneider.



Der Richter und der Teufel

Nach dem Stricker

Der Richter von Aschaffenburg
Der war beileibe kein Lykurg,
Vielmehr ein arger Sünder
Und gar ein übler Leuteschinder.
Vorgeblich nach dem römischen Recht
Schöpft er sein Urtel schlubrig schlecht,
Verdrehte kecklich schwarz in weiß,
Vertauschte böslich Kopf und Steiß,
Und machte kraft seiner Paragraphen,
Brave zu Schurken und Schurken zu Braven.
Wer ihn gut mit Geschenken bediente,
Ging frei aus und wenn er das Henken verdiente,
Doch wer nichts hatte, den Feisten zu spicken,
Den ließ er stäupen, brennen und zwicken.
Gabs unrecht Gut für ihn zu schlucken,
Da konnt' er durch alle zehn Finger gucken,
Doch schlechte Zahler und arme Schächer
Straft' er schlimmer denn Schwerverbrecher –
Kurzum, er war das unter den Richtern,
Was der Arsch ist unter den Gesichtern.
Doch gedieh ihm das unrecht Gut gar sehr
An seines feisten Leibes Schmeer,
Und trug sein Haupt so hoch erhoben,
Als stünd' er auf Du mit dem da droben.
An ihm war also nichts zu bemerken,
Einen Christenmenschen im Glauben zu stärken
An des himmlischen Richters Gerechtigkeit –
Der gönnt' ihm wohl noch zur Reue Zeit.

Nun höret, welch greulich Abenteuer
Zustieß dem boshaften Ungeheuer.

An einem goldenen Sommermorgen –
's war Sonntag, er braucht' um sein Amt nit sorgen –
Da ritt der Herr Richter wohl über den Main,
Allwo ein stattlicher Wingert sein.
Fand vielen Fleiß an die Reben verwandt
Und das Gescheine in schönstem Stand.
Zufrieden strich sich der satte Gauch
Seinen ansehnlichen Schlemmerbauch,
Hub sich schnaufend zu Gaul und ritt
Heimwärts wieder in lässigem Schritt.
Am Kreuzweg aber – Kotz Zackerment! –
Hätt' er sich fast vom Roß getrennt –
Das stieg und kollerte stieren Blicks
Als stäch' es ein Horniß hinterrücks.
Schrein und fluchen, Sporen und Stecken –
Wollte nichts bei dem Luder flecken,
Kehrte sich um und feuert' hintaus
Und – jachterte ohne den Reiter nach Haus!

Der Richter war unsanft zu Falle gekommen,
Hatt' aber sonst keinen Schaden genommen.
Wie er sich noch so besieht und befühlt
Und mit dem Schweißtuch die Platte kühlt,
Tritt herfür hinterm Strauch, mit höfischem Gruße,
Ein Mann, was lahmend auf einem Fuße,
Sonst aber ritterlich hergestutzt:
Die Haube mit Hahnenfedern geputzt,

Rot das Gewand, gelb das Gehenk,
Schellen um Kragen und Fußgelenk.
Aus der Gugel guckt, traun, kein Bösewicht,
Vielmehr ein vergnügliches Bocksgesicht,
Braun wie Leder und schwarz der Bart,
Desgleichen die lange Hand behaart,
Die er itzt dem Herrn Richter im Straßenbrecke
Entgegenreckte zu hilfreichem Zwecke.

Seine Gnaden den Sand von der Zunge speibt
Und sich den blauen Hintern reibt
Ehvor er den Helfer sich recht besieht
Und leutselig ihn ins Gespräche zieht.
Er neigt sich und drückt ihm die haarige Pranke:
„Sagt, Herr, wem ich den Beistand danke,“
Begonnt' er: „Ihr scheint mir ein Mann vom Stande,
Zu schließen nach Manier und Gewande.
Wie nenn' ich Euch?“ – Drauf jener bescheiden:
„Den Namen zu nennen möcht' ich vermeiden.
Sind mir deren zu viele vorhanden –
Man heißt mich anders in allen Landen.“
Da bläht' sich der Dicke und rief: „Oho!
Vor mir, da gibts kein Incognito —
Ich bin hier der Richter und tu Euch befehlen,
Namen und Stand mir nicht zu verhehlen!“

Der Rote mit Seufzen: „So muß ich bekennen,
Daß mich die Juden Belzebub nennen,
Die Griechen Satan, die Welschen Diable,
Die Teutschen aber, je nach dem Schnabel,

Deixel, Tuifi, Düwel und Deifel;
Sind Euer Gestrengen itzt noch im Zweifel?"

„Nein," lachte der Richter: „Ich kenn' mich schon aus:
Ihr seid so ein Üb'rall-und-nirgends-zu-Haus,
Ein Schalksnarr, ein fahrender Markfierant,
Quacksalber, Steinschneider und Chiromant –
Ihr versucht's mit der höllischen Mummerei,
Auf daß Euch der Schwindel besser gedeih'.
Kommt just zu paß nach Aschaffenburg,
Ist heut eine hirntolle Affenburg,
Dieweil großer Markt und viel Volks umeinander.
Vorwärts, Herr Deixel, wir wandeln selbander!"

Der Rote mit Kratzfuß: „Bedank' mich der Ehr;
Ist nicht eben von ungefähr,
Daß Ihr mich heut auf dem Kreuzweg trefft –
Ich hab in der Stadt ein kitzlich Geschäft:
Mein Herr und Meister hat mir befohlen,
Schoß und Zehnten für ihn zu holen.
Alles was heut für uns drunten gebucht wird
Und was mit Ernst zum Teufel geflucht wird,
Das darf ich packen und fahre zur Stelle –
Ritsch! damit ab in die unterste Hölle."

Da schnalzte der Dicke: „Ich muß gestehn,
Hab solchen Spaß meiner Täg' nit gesehn.
Wer täte wol nimmer im Zorne begehren,
Mein Freund, du kannst dich zum Teufel scheren?
Da mögt Ihr die halbete Stadt einsacken.

Sind aber doch nur Possen und Schnacken.
Windiger Prahlhans, itzt sollt Ihr beweisen —
Oder ich schmeiß Euch in Stock und Eisen!"

„Topp," sprach der Rote: „Mir bangt nur, Eur' Gnaden,
Es könnt' Euch an Eurer Verdauung schaden,
Denn 's geht bei meinem kurzen Prozesse
Nit zu wie in der stillen Messe —
Verdrehte Hälse, Blut und Geschrei
Und all so Dings ist immer dabei."

„Just mein Gusto. Nu laß deine Flausen —
Du Bocksgesicht lehrst mich nimmer das Grausen."
So schnob der Richter im zornigen Glauben,
Es wollt' ein Hans Wurst ihn lediglich schrauben.
Gab also ein' hohe Obrigkeit
Selber dem Teufel zur Stadt das Geleit!

Ei, da ging's her mit Heißa Juchhei!
Mit Bieten und Feilschen, mit Zank und Geschrei,
Mit Dudeln und Pfeifen, mit Spaß und Geflunker.
Den dicken Richter, den roten Junker
Ließen sie auch nit ungeschoren,
Und war nit für zärtliche Jungfernohren
Bestimmt, was die beiden zu hören bekamen,
Wie sie so durchs Gewühl ihren Wandel nahmen.
Den Roten freuten die derben Schwänke,
Der Richter kriegte vor Galle die Kränke
Und hieß den Kumpan sich der Eile befleißen
Mit seinem satanischen Possenreißen.

Kaum hatte der Feiste das Wort gesprochen,
Da quiekte, als würd' es abgestochen,
Ganz nah ein gewichtiges Mutterschwein,
Getrieben von einem Bäuerlein,
Das wollte rechts und der Bauer wollt' links
Und gab keine Einigung schlechterdings.
Die Sau zerrt hin, der Bauer her,
Der Bauer die kreuz und die Sau die quer —
Da reißt der Strick, das Schwein entfleucht
Und hinterdrein der Bauer keucht:
„Hol dich der Deixel, verdammtes Luder!"

Da lachte der Richter: „Nur zu, Herr Bruder!
Die Sau ist Euer. In' Sack mit dem Braten!"

„Ei, Herr, da wär' ich übel beraten,"
Sprach der Rote und wiegte den Kopf:
„Mein Meister kriegte mich derb beim Schopf,
Käm' ich mit solcher Beute zurücke.
Denn der Bauer meint' solches nimmer aus Tücke
Und nimmer im Ernst, denn er kaufte das Schwein
Mit seinen letzten Sparhellern ein.
Nein, Herr, ich bin ein ehrlicher Teufel."

Der Richter speuzte: „Ein Lügenhäufel,
Ein Sprüchmacher seid Ihr, ein windiger Wicht,
Aber ein Teufel beileibe nicht."

Da grinste der Rote verschmitzt und heiter:
„Geduld, Eur Gnaden — und schaun wir weiter!"

Währt auch nit lange, da schlug an ihr Ohr
Gebelfer aus eines Hauses Tor.
War da ein Jungweib, das walkt' mit Gezeter
Just ihrem Büblein das Hinterleder
Und gellte: „Du Schlankel, du Schlimmer, du Krott,
Treibst mit deiner Frau Mutter Spott!
Mag sich der Schwarze mit dir beschweren —
Pack dich, magst dich zum Deixel scheren!“

Raunzte der Richter: „Wo habt Ihr den Sack?
Dem Weibe war's Ernst — hinein mit dem Quack!“

Drob grinste der Rote und bleckte die Zähne,
Zerdrückte, bei Gott, eine ölige Träne
Und sprach: „Pfui Deifel, mir ehrlichem Mann
Mutet Ihr solchene Schandtat an?!
Die kindliche Unschuld ist vor uns gefeit.
Und zwegen der Mutter — du liebe Zeit!
Das sind so Sprüch', das entfährt ihnen so
Wie der Wind nach dem Kohl. Würd' nimmermehr froh,
Die Mutter da, nähm ich sie stracks beim Worte,
Die folgte mir nach bis zur Höllenpforte,
Tät dem Himmelvater die Fenster einschlagen,
Spränge dem Satan selbst an den Kragen,
Daß sie ihr Bübel nur wiederkriegt.
Mutterlieb Himmel und Hölle besiegt.“

„Pfuch!“ höhnte der Richter: „Daß ich net speib!
Der Deixel greint wie ein altes Weib!
Itzt hebe dich aber flugs auf die Sohlen,

Sonst wird den Deixel der Stockknecht holen."
Sprach's und ohne sich umzusehn
Ließ er den Roten verdattert stehn.
Gedachte sich pfeilgrad heimzubegeben,
Um wider den Durst ein Schöpplein zu heben.
Die Gaß, da sein Heim stund, war aber enge
Und just um den Zugang ein greulich Gedränge,
Also, daß der Dicke mit seinem Durst
Eingepreßt ward gleich dem Hack in der Wurst.
Konnte bald nimmermehr Hüst noch Hott —
Dünkte den Stolzen ein Hohn und Spott.
Begunnte schelten: „Ihr Rüpel und Laffen,
Muß mir mein Reitstock erst Platz verschaffen?
Obacht!" — Schrie und stieß mit dem Knauf
Seines Steckens blind in den Menschenhauf.
Traf ein alts Weiblein just in den Rücken,
Das schleppte den siechen Leib auf Krücken,
Konnt' sich nit aus dem Drangsal befreien,
Erhub alsbald ein Zetern und Schreien:
„Pfuch, der Schande! Wer hat das gewagt?
Wer ist's, der ein arm alt Wittib verhaagt?
Ei, schauts doch, Gevattern, den solltet ihr kennen!
Tut sich Richter und Seine Gestrengen nennen.
Das ist er, der Unhold, der ohn Erbarmen
Sich mästet vom letzten Heller der Armen,
Der mir mein letztes Kühlein genommen,
Davon mir Nahrung und Notdurft gekommen.
Ein Schandbub brachte, ein Bösewicht,
Durch sein falsch Zeugnis mich vor Gericht.
Ja, hätt' ich dem Dicksack den gierigen Schlund

Verstopfen können mit mannichem Pfund
Butter und Schmalz oder Weißgroschen auch —
Der Weg zur Gerechtigkeit geht durch den Bauch!
Nur weil ich nichts hatte, den Richter zu schmieren,
Mußt' ich mein' letzte Habe verlieren.
Mein Kühlein — es trug ein Kalb im Leibe —
Nahm er mir armem geschlagenen Weibe!
Ich bracht' meine Klage vor Gottes Thron,
Mein Sachwalter ist Gottes einiger Sohn,
Der durch sein grimmelich Marter und Not
Uns Sünder erlöste vom ewigen Tod.
Dir, Unhold, ist das Urtel gesprochen,
Ich arme Wittib werde gerochen.
Warst mit dem Deifel immer im Bund —
Itz holt er dich selber, du Höllenhund!"

Jach stob auseinander das Menschengelichter,
Im offenen Kreis stund alleine der Richter.
Hinter ihm, dicht an seinen Haxen,
Der Rote, wie aus dem Boden gewachsen.
Zum Beweis, daß er wahrlich der Teufel sei,
Stank er wie ein faules Wiedehopfsei,
Dann meckert' er greulich in höllischem Hohn:
„Die meint es ehrlich, mein lieber Sohn!
Hinab mit dir! Hehehe! Hohoho!
Ich knicke dich, Blutsauger, wie einen Floh!"

Risch! faß er ihm im Genack und — schwapp!
Dreht' er dem Dicken die Gurgel ab.
Griff ihm ins Maul und riß ihm die Seele,

Die rauchschwarze, raus aus der röchelnden Kehle.
Hui, wie der Blitz war er damit weg!
Das Übrige ließ er im Gassendreck.

* * *

Lieber Herr Teufel, vergelt's dir Gott,
Wann also du aufräumst mit der Rott'
Der Rechtsverdreher und Unrechtfünder
Und aller weiteren schwarzen Sünder,
So da aus dem römischen Corpus juris
Tifteln, was wider die teutsche Natur is'.
Heize dir ein mit den Aktenstößen,
So der Gerechtigkeit Schand' entblößen –
Dann sitzest du sicher – daß Gott erbarm! –
Noch tausend Jahr in der Hölle warm!



Irregang und Girregarr

Nach Rüdiger von Müner

Waren einst zween gute Gesellen, reicher Leute Kind, die sich der Wissenschaft beflissen und auf der Klosterschule einander ewige Freundschaft geschworen hatten. Sie waren jung, stattlich von Leibe, wohl bei Kraft und auch in der Bücher Weisheit wohl beschlagen.

Da nun die Vakanz in schönen Sommertagen ihnen erlaubte, heimwärts zu fahren, so beschlossen sie, zusammen zu reisen, zu Fuß teils, und teils jede günstige Fahrgelegenheit benützend. So gelangten sie auf ihrer Reise eines Abends in eine reiche und große Stadt. Als sie, nach einer Herberge suchend, so durch die Straßen schritten, sich die stattlichen Häuser der Edelleute und reichen Kaufherrn beschauende, da gewahrte der eine der beiden Gutgesellen an einem Fenster des ersten Stockwerkes ein Mägdlein sitzend. Ihrer beider Blicke trafen sich zufälligerweise und da wollte es dem Jungherrn bedünken, als ob vom Fenster her helle Strahlen aufblitzten, gleichwie als wenn des Morgens früh die Sonne durch den roten Glast ertaget. Das Mägdlein deuchte ihm vollkommen von Antlitz und Farbe und aller Schönheit voll, die man an einem Weibe zu preisen pfleget. Zur Stund schoß ihm der Minne Spieß so tief in sein Herze, daß er ihm gar unsanft seinen Sinn verdrehte. Er wurde bleich, gleich als ob ihm das Blut stromweise aus tiefer Wunde gesprungen wäre.

Sprach er also zu seinem Trautgesellen: „Du, ich komme hier nicht von hinnen. Meine, es wäre mein Tod, wenn ich nicht hier bleiben dürff' und meinem großen Herzeleid abhelfen."

„Wohlan," versetzte sein Geselle freundlich, „mir ist's recht. Bleiben wir hier über Nacht, morgen wollen wir zuschauen, wie wir dir helfen. Indessen können wir ja wohl unser Heil versuchen und mit gefügen Sitten den Herrn dieses stattlichen Pallas' um gut Gemach angehen."

„Ach Lieber,“ sprach der Herzenskranke, „wenn das geschehen könnte, so würde ich auf dem Platz gesund von meiner starken Sucht. Hier nur ist die Luft süß und rein, hier nur ist Ruhe und gute Herberg sonder Gebrechte.“

Da sie vor der Tür des Hauses auf der Bank einen alten Bürger sitzen sahen, der wohl selber der Herr des Hauses sein mochte, so faßten sie sich einen raschen Mut und gingen ihn mit gefügen Worten um Herberge über Nacht an. Sie wären gar müde und fremd der Stadt, wüßten nicht, wohin sie sich sonst wenden sollten und mangelte ihnen auch groß Zehrgeld. Der Wirt aber schenkte ihnen übel Gehör. „Ei, warum nicht gar,“ sprach er, „solcher Gäste pflegen ist nicht mein Gewerk. Hab in meinem Hause keine Herberge feil. Labet euren müden Leib anderswo, da ihr besser Gemach findet.“

Was sollten sie anders tun, die zween Gesellen, denn seufzend ihre Kappen ziehen und sich von dannen trollen?

Das Mägdlein aber, das niemand anders denn des Hausherrn Tochter war, hatte vom Fenster aus die Zwiesprach' erlauschet und gesellte sich alsbald zu ihrem Vater.

„Herre,“ sprach sie, „was muß ich an dir erleben? Du bist doch sonst nicht so gesinnt, daß ein wegmüder Mann vergebens dich um Losament ansprach. Magst ja sagen, ich sei ein tumb Ding — so viel kann ich doch gemerken, daß jene zween Gesellen deinem Hause keine Unehre bringen würden. Könnte wohl sein, daß sie aus großem Geschlechte sind. Das war doch, deucht mir, aus ihrer artlichen Rede und höflichem Gebaren gleich zu merken.“

Durch solche Rede ließ sich der Alte betören und schuf, daß eilends ein Bote den zween Gesellen nachlaufen und sie wieder herbeiholen mußte.

Des waren jene von Herzen froh, kehrten um und wurden baß willkommen geheißen. Der Wirt ließ ihnen Kissen und Decken auf die Bank legen, daß sie weich ruhten und ihrer Wegmüde bald vergaßen. Ließ ihnen zur Erquickung Met und Wein auftragen.

Indessen war das Mägdlein in ihre Kleiderkammer gegangen, hatte sich schön angetan und trat nunmehr herfür, die jungen Gäste wohl zu empfangen.

Des wurden die Jünglinge fröhlich und mußten bei sich bekennen, daß sie nie in so schönem Gewande einen wertlicheren Leib gesehen.

Sie wurden nun mit reicher Speise gesättigt und sprachen dem Firnwein tapfer zu. Wie nun der Wirt genötigt war, ihnen für und für Bescheid zu tun und sie des Zechens gewöhnter waren, denn der Alte, so schlich ihm alsbald der Schlaf wie ein Dieb in die Stirn und war bald so benebelt, daß er nicht mehr wußte, was er tat und sich mit seinen Schuhen ins Bett legte. Indessen saß seine Hausfrau mit dem Töchterlein noch lange bei den Knaben, um ihnen die Weile zu verkürzen, während sonder Eile das Gesinde für die Gäste das Gemach herrichtete.

Und während nun die Hausfrau zum rechten sahe, daß ihnen wohl gebettet würde, hing der verliebte Knabe an der Schönen Augen, verstrickte sie mit minniglichen Blicken und trat sie unterm Tische mit den Füßen. Die Wirtin gesellte sich nun herzu, wünschte den Jünglingen eine gute Nacht und entschuldigte sich artig, daß sie ihnen kein eigen Gemach zuzuteilen vermöchte, sie müßten mit einer Bettstatt im Saale, darin sie alle ruheten, vorlieb nehmen.

Das Gesinde war längst schlafen gegangen, das Mägdlein, die Hausfrau und ihr Eheherr hatten sich auch gelegt, als die beiden Gesellen gleichfalls ihr gemeinsames Lager aufsuchten.

Während aber sein Freund bald in festem Schlafe lag, konnte der Minnesieche keine Ruhe finden. Also war er beschwert und beladen von Gedanken. Er hatte sich wohl gemerkt, wo des Mägdleins Himmelbett hinter dem Verschlage stand, wußt' aber nicht, ob er es wagen solle hinzugehen, oder es doch lieber bleiben ließe. Wohl hatte es ihm geschienen, als ob das Mägdlein beim Weine sich gar freundlich wider ihn erzeigt hätte, auch ihren Fuß nicht fortgezogen, als er mit seinem Schuh leise darauf trat. Deutliches hatte sie ihm nicht gesagt, auch nicht, da sie sich wollte schlafen legen. Sollte er es darauf wagen? Ja, hätte sie ihm noch zugelacht, war aber alles soweit in Züchten und Sitten vor sich gegangen. Am Ende entschloß er sich doch, ihren wahren Sinn zu versuchen, auf die Gefahr hin, daß sie ihn zürnend davonjagte.

Mit Furcht und Zittern begonnte er nunmehr, wozu übermächtige Minne ihn trieb. Auf leisen Füßen machte er weite Schritte und griff vor sich hin mit der Hand. Da galt es, mit Schleichen, Streichen und stillem Gang Bänken und Stühlen auszuweichen. Die Hände hielt er von den Augen ausgereckt, um sich nicht an den Kopf zu stoßen. So kam er schließlich an das Ziel, da sein Herz hin wollte. Mit seinen Kranichschritten gelangte er in die ferne Ecke des Saales, allwo die Jungfraue schlief. Hätte aber noch lange wie ein Blinder herumtappen mögen, wenn ihm nicht das Heil widerfahren wäre, daß der Jungfrau Bein schneeweiß aus dem Dunkel hervor schien. Hell hob es sich von des Kolters brauner Farbe ab. Alsbald faßte er sich ein Herz und griff ihr an ihr Kinn. Seine Hand war aber also kalt, daß die Jungfrau aus dem Schlaf aufschrak und gar verstört die Worte keuchend vorbrachte: „Was weckt mich? Ich beschwöre dich, Ding, bist du geheuer oder nicht?"

Sprach er leise: „Jungfrau, das bin ich."

„Ich," sagte sie, „wer ist das?"

„Ich bin's, der nächtens bei Euch saß, ein minniglicher Jüngeling."

„Oh, Ihr! Was soll mir das? Was denkt Ihr Euch denn?"

„Ach Jungfrau, Eure Minne hat mich hart bezwungen."

Doch sie darauf: „Mir scheinet, Ihr habt es mehr auf mein Gewand abgesehen, denn auf meine Minne. Packt Euch nur schnell von hinnen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich die Leute zusammenschreie."

Sprach er: „Mich als einen Dieb verläumden, das stünde Euch übel an! Ich will ja nichts, als Euch mit meinem Herzen dienen. Mein Gut und mein Leben will ich darauf setzen, Euch Holde zu gewinnen."

„Da macht Euch nur an ein ander Weib," gab sie zurück, „denn ich tu sowas nimmer."

„Muß ich mich also quälen und verderben immerdar?"

„Meinetwegen mögt Ihr sterben. Wird sich wohl eine andere finden, die Euch zu willen ist, ich nicht. Ihr Männer seid so unstäte, daß Ihr es immer gleich auf der Gasse ausschellt, so euch was Liebes widerfährt."

„Ach Jungfrau," bat der Schüler, zitternd vor Kälte teils und heiß zugleich vor Begehren. „Sollte mir das Heil beschert sein, daß Ihr mich gesunden machet, so wollt' ich meinen Mund verriegeln und verschließen und sollte kein Wörtlein herfürkommen und wenn alle Mächtigen der Welt es mir befehlen sollten."

Als nun das Mägdlein solches hörte und wohl bemerkte, wie er zitterte und fror, so erbarmte es sich seiner und hieß ihn einschlupfen in ihr Bette, aber nur, auf daß er sich erwärme. Wenn ihm das nicht genüge, dann solle er sich nur gleich wieder an seine Statt begeben.

„Fraue," raunte er, „weiter begehre ich ja nichts. Nun habt Ihr mir mein Herzeleid geheilet mit sanfter Gewalt. Bin wieder jung, vor war ich alt."

Also nahm die Jungfrau den gesunden Siechen in Gnaden an, und er kroch fröhlich zu der Warmen. Ob und wie er da sich gelabete und gehabete, das weiß ich nicht zu sagen. Weiß nur, daß die Maid ihm wohl vergönnete, sich gründlich zu wärmen und daß den beiden nichts zu wehe geschah.

Unterdessen erwachte sein Schlafkamerad, indem er sich an des Bettes Kante stieß, und sobald er seinen Gutgesellen vermißte, dachte er sich gleich, wohin er gegangen sein möchte, um sein Gebetlein zu sprechen.

Indessen knarrte ein Brett an der Wand ganz in der Nähe. Das war die Hausfrau selber, der plötzlich in den Sinn gekommen war, daß sie die Saaltür nicht verschlossen hatte. Flugs kam dem Knaben ein Streich in' Sinn. Er erhob sich eilend, tastete sich nach der Wiege hin, so bei der Wirtin Bette stund und trug sie an sein eigen Bette hin. „Wart'," lacht' er, „ich verlege dir die Fahrt."

Und richtig erwachte das Kind von der Bewegung, erhub ein Wehegeschrei, und die Mutter, solches hörende, ging dem Schalle nach, bis sie die Wiege fand und streckte sich geschwind ins Bette, meinende, in ihrem eigenen zu liegen. Sie geschweigete zuvor ihr Kind — hernach aber auch den Jüngeling, also daß der Wiegendieb sein Stehlen nicht bereuete. Die Frau war noch gutermaßen jugendlich, zierlich und wohlgestalt, also daß der Knabe mit ihr guter Kurzweil pflog. Er

spielte mit ihr nach alter Sitte das vielbeliebte Spiel und übte es also lange und gut, daß es ihr schließlich gar zu viel deuchte.

Sprach sie wider ihn: „Gott segne mich. Was ist dir denn nur widerfahren, daß es dir heute gar so ernst ist um die Sache? Mir scheinet, du bist noch trunken. Höre, das muß ich dir verweisen, du sollst dich ja doch starken Trankes enthalten. Wenn du nun krank wirst, so sagst du, es sei meine Schuld." Heimlich aber dachte sie bei sich: „Oh wär' er doch von solchem edlen Weine recht oft und feste trunken."

Während also unwissentlich die Wirtin fremder Minne genoß, erwachte der Knabe in der Jungfrau Armen und wollte sich von hinnen heben, meinend, daß es tage. Die Schöne aber wollte ihn noch nicht missen und sagte, er habe noch lange Zeit, sich zu erwärmen. Fing also das Halsen und Kosen von neuem an, und als sie endlich doch voneinander schieden, da brannt' ihr rosenroter Mund und sie weinete vor Leide, daß er so schnelle genesen war. Ihr wäre es lieber gewesen, wenn der arme Wicht viel länger noch gefroren.

Indem nun jener seinem Bette zuschritt, um sich niederzulegen, stieß er an die Wiege mit dem Kinde. Hollah, dachte er, da bin ich unrichtig gegangen. Tappte also weiter bis zu der nächsten Bettstatt, wo nur einer drinnen lag. Den stieß er sänftlich in die Seite und sprach: „Du kannst wohl nichts als schlafen? Wenn du nur deine Ohren wolltest aufmachen, eine Märe würde ich dir erzählen, die würde dich baß munter kriegen."

Es war aber der Wirt selber, der im Bette lag und nunmehr von der Rede und dem Stoß erwachte.

„Gemach, Frau, gemach," raunzte er, „was bist du denn so wunderlich und weckst mich mitten in der Nacht?"

„Ach," sprach der Schüler, „so lieg doch nicht als wie ein Stein. Laß dir erzählen, wie es mir Seligem erging. Meiner Lebtag war ich nicht so aller Freuden voll, denn heute über Nacht bei unseres Wirtes Tochter."

Da der Hausherr solches hörte, ward er vollends wach und gab dem Knaben fest eins auf sein loses Maul und wohlgemessen mit der harten Hand auch auf

die Nase einen Streich. Der Junge aber auch nicht faul, vergalt's ihm reichlich mit aller Kraft, warf ihn bei den Haaren aus dem Bette und fing an, ihn übel zu verwalken. Der Alte wehrte sich, so gut er es vermochte, doch war er solchen jungen Kräften nicht gewachsen. Da erhub er seine Stimme und rief seine Knechte um Hilfe.

Bei dieses Gegilfes Schalle ward dem Jüngling sein Versehen offenbar, ließ von dem Alten und entrann in aller Eile.

Indem kam die Wirtin herzugelaufen über dem ungefügen Lärmen und rief laut: „Herre, was ist dir geschehen?"

„Ach, frag doch nicht," entgegnete der. „Siehst du nicht, wie wohl zerbläut ich bin? Kam einer her und sagte mir ins Ohr die Märe, daß er über Nacht bei meiner Tochter gelegen seie."

„O, Herre," sprach die Frau, „du weißt wohl nicht, was du redest. Das ist bei Gott ein schlechter Spaß. Bist du denn ganz und gar verwirret? Laß dich doch nicht also deines Witzes berauben. Dich hat ein elbisch Aas geritten. Der Nachtmahr war's, den solltest du mit dem Kreuze vertreiben."

Der Alte aber ließ sich nicht so leicht betölpeln, sondern schrie sein Weib an: „Ach was, das hat man von den Weibern! Wenn uns Mannen ein Übel geschieht, wollt ihr behaupten, uns habe der Alb gedrückt. Du, wenn nur halb soviel Prügel bekommen hättest als ich, so würdest du wohl glauben, was ich gehört habe. Aber du schläfst ja wie ein Tauber, wolltest von allen meinen Hilferufen nicht erwachen und jetzo willst du mich noch für'n Narren halten."

Also stand er und redete sich so in Zorn hinein, daß er schier hirnkrank wurde und ohnmächtig zu Boden sank.

Just zur selben Zeit gewahrte die Wirtin, wie der Schüler die Wiege mit dem Kinde wieder an ihren Platz stellte. Da ward sie inne, daß sie bei einem von den fremden Freunden gelegen. Ließ sich aber nichts merken, sondern entzündete alsbald eine Kerze und wandte sich klagend zu ihrem Manne: „Ach lieber Gott, wer durfte dich also schlagen? Von denen hier in der Stube hat sicher keiner so etwas Unsinniges getan. Es war gewißlich doch der Alb, der so bösen

Traum dir schuf. Schau doch nur um dich, alles was hier ist, liegt in festem Schlaf. Da liegen unsere beiden Gäste. Die haben sicher einen besseren Schlafsegen über sich gesprochen, denn du, daß sie nicht erwacht sind von dem Getös. Weißt was? Ich will sie wecken und sie bitten, auch über dich einen Segen zu sprechen, denn es sind gelehrte Pfaffenschüler und wissen sicherlich viel starke Sprüche, womit man solchen übeln Ungeheuern das Handwerk legt. Sie brachte den Mann zu Bette und nachdem er sich ein Weniges erholt hatte, bat er sie, daß sie nur fein schweigen möchte. Die Wirtin aber weckte dennoch die beiden fahrenden Gäste und bat sie gar beweglich, daß sie doch ja um Gottes willen ihren kranken Eheherrn gesegnen möchten.

Die beiden Gesellen ließen sich nicht lange bitten, fuhren in ihre Kleider und schritten Kreuze schlagend im Saale hin und her und psalmodiereten dazu diese Weise:

„Vor Alben und vor Affen,
Die Weibern Traumnot schaffen
Und in alte Narren fahren
Mag der Herrgott unsern Wirt bewahren.“

Sie sprachen, das sei ein kündiger Segen, machten darauf Rauchwerk zurecht und beräucherten den tumben Gauch mit übelm Stank und Ruch. Darauf meinten sie, nun sei er wohl gefeit vor Anfechtung und legten sich wieder schlafen.

Jedoch der alte Tropf in seinem Bette war seiner Sache doch so sicher nicht und sann wohl hin und her, wer ihm das wohl zugeraunt haben möchte, daß er sich so unhold mit seiner Tochter befaßt. „Ob doch wohl von den Jüngelingen beiden einer so bös Tier ist? Eines weiß ich ganz gewiß: Daß mir die Schläge wehe tun! Werd' es aber wohl erkunden, ob mir wachend oder schlafend solch' Unbill geschehen. Ich weiß, was ich tu: Schweig fein stille in Geduld und halt' Augen und Ohren offen.“

Inzwischen hatten sich die beiden Knaben verabredet, wie sie noch länger in dem Hause bleiben und mit den freundlichen Weibern ihre Kurzweil haben möchten. Anderen Tages klagte der eine von ihnen gar sehr, es sei ihm so wehe und

übel zu Mut, daß er unmöglich weiter reisen könne. Die Wirtin sprach ihm mitleidig zu und entbot den Fremden gerne weitere Gastfreundschaft unter ihrem Dache. Sollte ihnen auch für die kommende Nacht ein eigen Gemach werden, wenn auch nur auf dem Speicher über der großen Stube. Da der Wirt selber des auch zufrieden war, so nahmen die beiden Gesellen das Angebot mit großem Danke an. Verbrachten also den Tag in Freuden und ließen es nicht fehlen an minniglichen Blicken für die Tochter und die Mutter.

Weilen das Nachtmahl aufgetragen ward, hatte der gute Wirt wohl acht, daß er nicht wieder zu tiefe Trünke tat. Darnach, als das Gesinde schlafen gegangen war, begaben sich auch die zween Gesellen in ihre Dachkammer. Die Wirtin stellte wieder die Wiege mit dem Kinde neben ihr Lager, und die Tochter stieg in ihr Himmelbett hinter dem Verschlag. Der Wirt selber legte sich zuletzt und gelobte sich, wohl acht zu geben, was zur Nacht geschehen sollte und sich nicht abermalen vom Alb berücken zu lassen. Er wußte aber nicht, daß die Weiber mit den kecken Knaben bereits ein listig Spiel verabredet hatten. Es war nämlich der fahrenden Gesellen Kammer just über dem Himmelbett der Tochter gelegen und nur ein dünner Bretterboden trennte die beiden Gemächer. Mit Werkzeug wohl versehen gingen die zween Schüler ungesäumt an die Arbeit, indem sie ohne groß Lärmen Nägel herausholten und von den Brettern so viele aufhoben, daß leicht ein Mannsbild hindurchschlüpfen konnte. Sie hatten auch von der Tochter ein starkes Seil und einen großen Wäschekorb empfangen, und sobald sie von unten her das Zeichen empfingen, daß alles von tiefem Schlafe befangen liege, ließ sich des Mägdleins kecker Minner von seinem Herzgesellen im Korbe herniederseilen. Da nun aber der Wirt mit nichten feste schlief, sondern das Tappen, Basteln und Knistern auf dem Speicher gar wohl vernommen hatte, so entging ihm auch nicht das Geräusch, mit welchem das gestraffte Seil oben wider die Diele schürfte. Er erhub sich alsbald nackend wie er war, schlich sich zu der Tochter Bette hin und kam just zurecht, um im fahlen Dämmerschein des Mondenlichts des großen Vogels gewahr zu werden, so da unter der Zimmerdecke schwebte. Der Jüngeling war eben erst dem Korbe entschlüpft und solches hatte diesem den Schwung

gegeben, also daß er am Seile hin und wieder wiegte. Der Alte jedoch in seinem Grimm erkannte des Korbes Wesen nicht, sondern stürzte wutentbrannt darüber her und fiel längelangs darüber hin.

Der Freund im Dachstüblein, meinend, der Ruck am Seile sei ein Zeichen der Gefahr, zog an aus Leibeskräften, und hub also mit einem Rucke den Alten zum Söller empor, indessen sein junger Geselle unten seinen frierenden Leib im Himmelbett der Tochter barg. Sobald aber der Jüngeling im Söller gewahrte, welchen Fisch er in seinem Korbe gefangen, ließ er vor Schreck das Seil fahren, also, daß Korb und Wirt einen schweren Fall hinunter taten.

Also waren ihm von dem harten Falle Haupt und Glieder zerschlagen, daß er für tot dalag und nicht einmal einen Weheschrei fürbringen konnte.

Von dem Lärm des Falles war aber auch die Hausfrau erwacht. Fürchtende, daß hinter dem Verschlag Unheil geschehen und man den fremden Gast in der Tochter Bett überraschen könnte, machte sie rasch Licht an und schlich sich vorsichtig hinter die Holzwand. Schier wäre sie über ihres Mannes reglosen Leib zu Falle gekommen. Da sie ihn aber beim Schein der Kerze erkannte, warf sie sich weinend über ihn und redete ihm liebreich zu, daß er doch wieder zu Sinnen kommen und sie erkennen möchte. Sie wollte ihm aufhelfen und zu Bett geleiten, klagende, daß ihn gewiß wiederum ein böser elbischer Traum aus seiner Ruhe geschreckt und ihm Gott weiß was Teufelsspuk vorgetäuscht habe.

Da begonnte der Mann mit schwacher Stimme zu sprechen: „Ich weiß nicht, was das mit mir ist. Was immer ich auch anstelle, immer gerät es mir zur Mißwende und geht über meine armen Knochen her. Ich hörte was knastern und knistern — meint', es möchte von dem herkommen, der mir gestern zugeraunt, daß er bei meiner Tochter gelegen seie. Stund also auf und wollte den Unhold greifen. Alsdann so tat ich den Flug und den schlimmen Fall — weiß sonst von garnichts mehr."

Hub die Hausfrau zu greinen an: „Gott sei unser Leid geklagt! Was hat dir armer Herre denn deinen guten Verstand benommen? Bist doch mit Ehren

in dein Alter gekommen und nun soll das alles .... oh weh, oh weh, wir werden nimmer wieder froh!"

Die Tochter hatte sich mittlerweile auch herzu gemacht und half der Mutter den Zerschlagenen in sein Bette tragen, vermischte auch ihre eignen Zähren mit denen der Mutter und bejammerte das höllische Blendwerk, dem ihr lieber Vater anheim gefallen, indem es ihm vorgespielt, daß sie ein lasterhaft, unehrlich Weibsbild seie.

Sprach die Mutter: „Höre, liebe Tochter, nimm dein Buch und sprich ein Gebet über ihn, daß Gott ihn aus seiner Verblendung helfe. Muß wohl sein, daß seine Mutter an ihm was versäumt hat mit Beten und Besprechen, also, daß jetzo die übeln Ungeheuer solche Macht über ihn gewinnen können."

Alsbald brachte die Frau Weihrauch herbei und machte einen starken Dunst im Gemach. Dann hieß sie die Tochter an das Bett treten und den bösen Geist aus ihrem Buch beschwören.

Da erhub das Mägdlein seine Stimme und redete daher wie ein Pfaff von der Kanzel. Aber nicht, was in ihrem Buch stund, sondern was der lose Schüler, der sich hinter ihrem Rücken verbarg, ihr zuraunte:

„Bei David's Psalter ich dich beschwör'
Und auch bei Wotans Heer
Und auch mit St. Peters großem Bann
Pack ich dich an.
Was du seiest, ob du lebest,
Daß du mir nun Antwort gebest,
Warum du uns solch Ungemach
Zufügest zu Spott und Schmach."

Darauf antwortete mit feiner hoher Koboldstimme der Schelm von Aachen hinter ihrem Rücken:

„Wer hat die Sprache dich gelehrt,
Daß mir wird meine Ruh' verstört?
Kannst mich dennoch nicht vertreiben.
Wo ich bin, da will ich bleiben."

Da erschrak der gute Herr gar sehre, vermeinend, daß wirklich der Kobold aus ihm spreche und bat das Mägdlein, denselben stärker zu beschwören.

Alsbald machte sich die Tochter eifrig ans Werk, blätterte in ihrem Buche und rief mit großem Schalle:

„Bei König Karlens Brücke[1],
Bei Flugetani's Krücke[2],
Bei Herzog Wolfes Brauen — (?)
Entfleuch und laß dich schauen.
Bei alter Hexen Grüßen,
Bei den fünf Eselsfüßen[3],
So die Bayern brachten übers Meer,
Daß dich Hasehart verzehr[4].
Ich banne dich in der Hölle Grund!
Du tuest mir denn deinen Namen kund!"

Da erhub der Kobold ein großes Geschrei: „Oh wehe," rief er, „weh, achei! Fraue, ich heiße Irregang und mein Bruder heißet Girregarr. Du hast zur Unmacht uns verdammt. Wir haben schon manchen weisen Mann viel dicke in den Wahn verstrickt. Wenn du uns nicht hättest gar so scharf angepackt, dann hätten wir hier traun noch lange gegirregangt, des uns der Wirt wenig Dank gewußt hätte."

Da rief die Tochter mit lauter Stimme: „Hebe dich hinfort und betätige dich anderswo; ich banne und fluche dich von hinnen. Hast hier nichts mehr zu suchen."

Der Geist aber seufzete kläglich: „Nach Eurem Begehr, Jungfrau, abe, so fahre ich denn von hinnen!" Solches sprechende, begann er mit einer Stange

[1] Wahrscheinlich die Wunderbrücke im Fierabras des Karolingischen Sagenkreises.

[2] Der aus Wolframs Parzival bekannte heidnische Sterndeuter, der seine Krücke als Zauberstab benutzte.

[3] Bayerische Kreuzfahrer wurden damit verhöhnt, daß sie als besondere Reliquie die fünf Haxen von Bileams Esel mitgebracht hätten.

[4] Vermutlich der aus niederländischen Sagen bekannte Riese Osschaert, der besonders in Pferdsgestalt erscheint. Von Hasebart Hazard abgeleitet.

dermaßen um den Herd herum zu poltern, daß die Pferde im Stalle vor Schreck aufbäumten, warfen auch alle Stühle durcheinander, daß das ganze Haus von dem Lärmen erwachte. Traute sich aber niemand in den Saal hinein aus Furcht vor denen greulichen Gespensten.

Indessen hatte sich der Bruder Irregang mit nichten durch den Schlot davongemacht, sondern war vielmehr wieder sänftlich in der Tochter Himmelbette geschlupft, während der Bruder Girregarr in seinem Bett heimlich lachend der Mutter wartete.

Es hatten die beiden Weiben nur kurze Weile noch damit zu tun, dem guten Alten Glück zu wünschen, daß die schwere Not nun von ihm genommen und er von aller Angst genesen wäre.

Die beiden losen Gesellen ließen sich's noch etliche Tage wohl sein unter des guten Wirtes gastlichem Dache und trieben ihre Lustbarkeit wie sie mochten, denn seit die zween Unholde von ihm ausgefahren, hütete sich der Wirt wohl, zu sehen, was er sah, und zu hören, was er hörte.

Ich aber, Rüdiger von Muner, möchte allen denen, so ich diese lustige Märe erzählet, zum Abschied einen guten Rat geben, nämlich: daß der beste Segen wider die bösen Geister Irregang und Girregarr ein paar gute eichene Knüttel seien und zu jedem Knüttel ein fester Mann. Das däuchte mich ein besser Mittel, denn der beste Segen und der schärfste Bann.



Ein Schwank beim Nußknacken

Verfasser unbekannt

Verachtet mir die Weibsen nicht, ihr lieben Männerleut, denn sie mögen so fromm und einfältig dreinschauen, daß man schier meint, sie vermöchten nicht über die Drei hinaus zu zählen und können doch mehr als Nüsse knacken. Sie stecken voller listiger Anschläge wie der Igel voller Stacheln und betrügen uns dumme Hanstapsen hellichten Tages und unter unsern sehenden Augen.

Will euch davon ein Schwänklein berichten, das unerlogen ist, so wahr Gott meiner armen Seele dereinst ins Paradies helfen möge.

War einst ein Ritter, bieberb und hochgemut, der wußte sich keinen lieberen Zeitvertreib, denn mit seinen Hunden zur Jagd zu reiten. So auch eines Nachmittages zur Herbstzeit nahm er von seiner Frauen Urlaub nach seiner Gewohnheit auf die Pirsch zu reiten. Die Fraue, wohl wissend, daß er vor sinkender Nacht nicht heimzukehren pflege, sandte alsbald Botschaft zu ihrem minniglichen Trauten, daß er sich ungesäumt zu ihr begeben möge.

Der Buhle war des froh und folgte dem Boten auf dem Fuße. Sobald er der Frauen Kammer betreten hatte, taten sich die beiden heimelichen Trauten fein zu Bette, auf daß von den kostbaren Stunden kein Bröselein mit unnützem Getändel verloren gehe. Was nun da zwischen den beiden hinter den zugezogenen Vorhängen sich begab, das weiß ich nicht zu melden, müßt einen Mönch darum befragen, der wird es in seiner Weisheit leicht zu raten wissen!

Die beiden Trauten waren ihres heimlichen Werkes derart eifrig beflissen, daß sie gar nicht gewahr wurden, wie draußen ein heftiger Regen niederging. Die Wolken flossen also über, daß dem Ritter seine Pirsch zu Wasser wurde. Indem er nun eilends heimwärts trabte, überholte er einige Kinder, die der Regen beim Nüsseschlagen überrascht hatte, und nun gleichfalls heimwärts eilten. Der Ritter bot den Kindern Gruß und fragte sie, ob sie ihm nicht von ihrem Überfluß, als ihrem Schutzherrn, abgeben wollten. Da sagten die Kleinen mit Freuden zu und füllten ihm seinen dargereichten Filz bis an den Rand. Worauf

der Ritter seinem Roß die Sporen gab und nach kurzer Frist in seiner Burg geborgen war.

Er versorgte sein Roß und zog sich trockene Kleider an, bevor er mit seinem Hut voll Nüssen sich zu seiner lieben Hausfrau in die Kemenate hinauf begab. Erst als sie seinen wohlbekannten Tritt die Treppe hinaufstapfen hörte, ward die Frau jählings aus ihrem seligen Taumel gerissen und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette. Des Buhlen Schreck aber war also groß, daß er kein Glied zu rühren vermochte und sein letztes Stündlein gekommen wähnte.

Rief ihm die Frau noch zu: „Bleib du ruhig liegen und halt dich fein mäusleinstill — das andere laß du meine Sorge sein!" Und hatte kaum ausgeredet, als ihr Eheherr schon die Türe aufstieß und ihr fröhlich guten Abend bot.

„Hallo, Weib," rief er sie an, „was tust du zu der Zeit im Schlafgewand?"

„Ei," sprach die Frau und zeigte ihm lachend ihre Zähne, „was soll ich anders tun, wenn du mich Tag für Tag alleine hocken lässest, während du mit den Hunden reitest. Tätest auch gescheiter, bei mir daheim zu bleiben, so wüßt ich uns beiden wohl besseren Zeitvertreib. Was soll ich aber anderes tun, als schlafen gehn, wenn du mich so einsam sitzen lässest?"

Der Ritter drauf: „Nun sei schon gut und schilt nicht weiter. Schau, da habe ich dir einen Hut voll Haselnüsse mitgebracht, die sollen heute meine Sühnegabe sein. Komm, laß uns Nüsse knacken! Das ist auch eine feine Kurzweil."

Damit schüttelte er seiner Frauen die Nüsse in den Schoß, setzte sich neben sie und machte sich mit ihr daran, sie aufzuknacken.

Der Gast im Bette verspürete bei jedem Krach einen Schmerz, als würde ihm einer von seinen Knochen zerbrochen und mußte mit Gewalt seine Kinnladen zusammendrücken, auf daß ihn seiner Zähne Klappern nicht verriete. Er traute aber seinen Ohren nicht, als nun die Frau ganz laut und fröhlich zu dem Bette hingewendet rief: „Herr Ritter wert im Bette, nur keine Angst, ich helf Euch sicher aus der Kemenate, wie ich versprach. Und daß Ihr unterweil nicht Zeitlang habt, so helft uns Nüsse knacken. Da!" Und wirklich erschien ihre weiße Hand durch des Umhangs Spalt und ließ etliche Nüßlein auf das Bette fallen.

Der Ritter im Bette ließ zwar wohlweislich das Nüssebeißen bleiben, der Ritter hingegen auf dem Stuhl sah sein Weib verwundert an und sprach: „Ei, Kind, du bist wohl närrisch worden! Zu wem redest du denn da?"

„Ach," lachte das Weib und ließ die Schelmengrüblein spielen, „zu wem soll ich wohl reden? Es liegt halt in unserem Bette ein Ritter, der mir die Weile verkürzen sollte, bis du deine Jagdlust gebüßt haben möchtest!"

Der Eheherr, sein Weib so lachende sehend, verzog auch seinen Mund und rief: „Oho, so da wirklich einer drinnen läge, der sollte sich nicht lange getrauen, meiner zu spotten!"

„Das glaub ich dir!" erwiderte die Frau: „Warum sollte ich dich aber belügen? Die Sünde will ich nicht auf mein Gewissen laden. Steh doch auf, Lieber, sieh nach und überzeuge dich selbst!"

Da ward der Eheherr ärgerlich und fuhr sein Weib an: „Mir scheint, du bist heut ganz und gar vom Teufel besessen, und ich nenne deinen Teufel Lästerling. Gott helfe dir wieder zu deinem gesunden Verstande. Du weißt wohl, wann etwa wirklich sich einer unterfinge, sich in meinem Bette zu erlustieren, ihm schlüge ich gach den Schädel ein. Also, jetzt sei vernünftig und laß mir meine Ruh!"

Das Weib aber ließ von seinem Fürwitz mit nichten, sondern trieb den guten Herrn von neuem an, sich doch durch den Augenschein zu überzeugen, daß sie keineswegs von Sinnen seie. Im Gegenteil, sie seie dermaßen gut bei Witze, daß sie wohl noch gescheitere Männer denn ihn hinters Licht zu führen fähig sei.

Itzt ward aber ihr Herre ernstlich bös und ließ seine Meinung also vernehmen: „Hab dieweil genug von deiner Äfferei! Glaubst wohl, ich wüßte nicht, wo du damit hinaus willst? Wann ich wirklich ein solcher Narr wäre und ginge hin, hintern Umhang zu schauen, um, wie es doch gewißlich der Fall ist, nichts dahinter zu finden, so würdest du alsbald zu deinem Weibsvolk laufen und ihm die Mär von meiner Dummheit verkünden, daß ich auf Jahr und Tag um keinen Spott zu sorgen brauchte. Hast dich aber verrechnet, Weib: ich tu dir den Gefallen nicht. Mußt dir schon einen Dümmeren suchen zu so Narrenwerk!"

Da hub die Schelmin ein Seufzerlein und sprach: „Ich sehe wohl, mein lieber Mann, du bist heute nicht in der Laune auf meine Schwänke einzugehn. Du hast mich wohl erraten. Es liegt freilich heute keiner im Bette da drinne, der die Nüsse knacken könnte, die ich ihm hineingeworfen, aber ich will dir nur so viel sagen: wenn es wirklich an dem wäre, daß du mich mit einem Buhlen überrascht hättest, so würde ich gleichwohl Mittel und Wege finden, ihn sicher aus der Kammer zu bringen und deinem gerechten Zorn zu entziehen!"

„Ei, wie denn das?" versetzte der Eheherr, allbereits wieder versöhnt und vergnügt. „Da wäre ich doch begierig zu vernehmen, wie du solches wohl anstellen wolltest."

Die Frau legte ihr Fingerlein an die Nase, besann sich eine kleine Weile und sprach alsdann: „Ei nun, beispielsweise also: indem ich dir unversehens mein Gewand über den Kopf würfe, daß du wie die Katz im Sacke stecktest und im Scherze mit dir ein Ringen erhöbe. Unter währender Balgerei mit Herzen, Drücken, Schmiegen, Biegen und Lachen hätte der Buhle reichlich Zeit zu entwischen!"

Und was sie also mit Worten beschrieb, das führte sie gleichzeitig in Taten aus, indem sie dem Sitzenden ihr Gewand über den Kopf schlug, bevor er's wehren konnte, ihn mit beiden Armen fest umfing, mit ihrer ganzen Last sich über ihn warf, also daß er vom Stuhl herunter fiel und am Boden mit den Beinen um sich schlug, während sie ihn nach Kräften walkte und ihn mit ihren Knien niederzwang, bis er lachend um Gnade bat.

Der Buhle im Bette aber hatte kaum vernommen, welch seltsame Wendung das Abenteuer nahm, als er sich auch schon eilend auf die Füße hub und ohne Gruß durch die Tür entwischte und enteilete, als seie der Böse leibhaftig hinter ihm her.

Nicht eher, als bis sie ihren Freund in Sicherheit glaubte, ließ die schelmische Fraue ihren Eheherrn frei, zog ihn beim Schopf unter ihrem Gewand herfür

und lachte ihn freundlich an: „Gelt, übel habe ich dich gezaust, schlimme Schwänke spiele ich dir! Ja schau, so eine bin ich! Bist mir böse? O nein, mit nichten; bist ja doch mein liebster Mann! — — — Komm, laß uns weiter Nüsse knacken. Hab' lang keine so guten gegessen!"

Weiber verstehn sich allzugut aufs Mausen,
Uns Männer muß man schon mit Kolben lausen.



Der geäffte Pfaffe

Nach dem Stricker

Höret nun die Mär von einem Mann, dem sein ehelich Weib die Treu zerbrach. Ein Bauer war er und hatte einen frommen Knecht, der ihm seit langem in Treuen diente. Derselbige Knecht gab so wohl auf seines Herren Vorteil und Gedeihen Obacht, daß ihm nichts entging, was im Hause oder auf dem Felde geschah. So hatte er denn auch seit etlicher Zeit die Bäuerin im Verdacht, daß sie es heimlich mit dem Pfarrer halte und sich mit ihm Kurzweil schaffe, so oft der Bauer zu Acker und zu Holze fuhr. Das Weib war jung und schön von Gestalt, also daß ihr ein leichter Sinn wohl zuzutrauen war. Es verhielt sich auch in der Tat so, daß die Ungetreue, so oft der Bauer einen ganzen Tag vom Hofe fern blieb, alsbald Meth oder Wein kaufte, briet, sott und buk, was die Speiskammer hergeben wollte und alsdann um ihren liebsten Pfarrherrn schickte, mit ihm aß und trank und aller Kurzweil pflag. Der Knecht wollte aber dem Bauern keinen unnützen Verdruß bereiten und das Weib nicht eher bei ihm verklagen, bevor er sichere Beweise in Händen hatte.

Da geschah es eines Morgens in aller Frühe, ehe noch die Sonne aufgegangen war, daß die Frau ihren Mann weckte und zu Holze fahren hieß, da die Tage schon so kurz seien, daß er vor Dunkelheit keine Fuhre voll heimbringen werde, wenn er sich nicht mit dem Aufbruch schleunte.

Der Bauer war's zufrieden, fuhr in die Kleider und weckte den Knecht. Der hatte übel Lust so früh schon in den kalten Morgen hinauszugehen, noch dazu mit leerem Magen und weigerte sich standhaft, die Rinder einzuspannen, bevor ihm nicht ein Frühmahl gereicht werde.

Die Bäuerin erboste sich über des Knechtes Hartnäckigkeit. Da ihm aber nicht anders beizukommen war, so holte sie ein Brot und Käse herbei, trumpfte beides auf den Tisch und fuhr den Knecht an: „Da, friß dir den grimmen Tod daran!“

Der Knecht aber dachte in seinem Sinn: „Wart, den frommen Wunsch will ich dir eintränken!" Aß in aller Ruhe, wischte sich das Maul und machte sich dann endlich ans Werk, die Rinder einzuspannen.

Er war aber mit seinem Herrn noch kaum eine halbe Stunde gefahren, als er sich vom Wagen hub und dem Bauern zurief: „Meister, fahret nur langsam voraus, oder wartet hier auf mich, ich will nur meine Fäustlinge holen, die ich daheim vergessen habe."

Der Bauer war's zufrieden und der Knecht trollte sich heim, schlich ungesehen in den Hof und versteckte sich im Hause so geschickt, daß er Küche und Stube überschauen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Er brauchte auch nicht gar lange zu warten, da begann die Bäuerin ein fleißig Schaffen und eifrig Hantieren in der Kuchel. Sie stach ein Spanferkel ab, nahm es aus, stopfte es mit leckerem Füllsel und schob es in das Bratrohr. Alsdann rührte sie einen köstlichen Kuchenteig ein, putzte Gemüse und lief endlich selbst zum Wirt um frischen Meth, davon sie eine große Kanne voll heimbrachte. Und als die Mahlzeit bereitet war, siehe, da stellte sich auch der Pfarrherr ein! Alles Gesinde hatte die Frau auf Arbeit vom Hofe geschickt und die beiden saßen allein zu Tische, aßen, tranken und ließen sich's wohl sein nach Herzenslust. Den Riegel hatte das ungetreue Weib fürsorglich vorgeschoben, auf daß sie nicht mit ihrem Buhlen überrascht werde.

Sie waren noch mit dem Spanferkel nicht fertig, da polterte es im Gange, wollte jemand bei der Tür herein und pochte, da er sie verriegelt fand, unwirsch mit der Faust daran.

Da begonnte der Pfaffe am ganzen Leibe zittern und sprach: „O weh mir, das ist der Wirt! Und scheint in hellem Zorn. Wenn er nur nicht die Tür eintritt! Hilf mir von hinnen, Fraue, sonst geht es mir ans Leben!" Die Bäuerin besann sich nicht lang, hieß den Pfaffen sich unter die Bank legen, die im Winkel stund und schob die Mehlmulde davor. Dann versteckte sie das Übrige von der Mahlzeit und den Kuchen, der noch gar nicht angeschnitten war, im Hui und lief

alsdann zur Tür, vor der der Mann schon zornig tobte. Sie schob den Riegel zurück, öffnete die Tür und empfing den Mann mit offenem Verdruß.

„Ei, was bist du so ungeduldig! Ich hatte ein Werk in der Hand, das konnte ich nicht so mir nichts dir nichts hinwerfen. Was fällt dir ein, daß du so früh heimkommst!"

Dieweil der Bauer noch mit seinem Weibe stritt, machte sich auch der Knecht aus dem Hause und trat durchs Tor wieder herein, als ob er eben vom Hofe käme. Der Bauer fuhr ihn unwirsch an, was ihm denn beifiele, sich also zu versäumen und ihn einen halben Tag im Holze warten zu lassen, da er doch wisse, daß er ohne ihn mit der Arbeit nicht fertig werden könne. Der Knecht entschuldigte sich damit, daß ihm unpaß geworden seie, er habe sich in seiner Kammer aufs Stroh gelegt.

Der Bauer gab sich mit solchen Flausen zufrieden, da er mit dem biederben Knecht nicht lange zürnen mochte. Die Bäuerin aber hieß er alsbald eine Mahlzeit auftragen, denn die Mittagsstunde war herangekommen.

Log das Weib dreist und unwillig, sie habe nicht aufgekocht, weil sie ihn nicht zum Essen erwartet habe. Er möge sich nur an Brot und Käse genügen lassen. Etwas anderes habe sie nicht im Vorrat.

Als sie nun bei Tische saßen, der Bauer, das Weib und der Knecht, da ging die Rede hin und her, von dem und jenem, bis daß der Knecht zu erzählen begonnte, was ihm im Wald, da noch das Laub grünete, seinerzeit begegnet war. „Ich hütete meines Meisters Schweine," sprach er, „da kam ein Wolf daher und ehe ich ihm wehren konnte, hatte er bereits ein junges Ferkel gepackt, das mochte wohl ungefähr von der Größe sein, wie jenes, das dort gebraten im Ofenrohr steht."

Der Bauer lachte, ging aber doch aus Neugier zum Ofen, machte das Türlein auf und zog baß erstaunt die Schüssel mit dem Spanferkel hervor, soviel noch davon übrig war.

Der Knecht aber fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nun das Ferkel in des Wolfes Klauen also schreien hörte, da bückte ich mich zur Erde und nahm einen

breiten flachen Stein auf, der mochte wohl ungefähr von derselben Größe sein, wie jener Streuselkuchen, der dort unter dem Nudelbrett steht."

Da rief der Bauer fröhlich: „Unser Herrgott segne dich, das ist traun eine schöne Geschichte. Erzähle nur weiter!"

Indem hub er das Nudelbrett auf und fand den leckeren Streuselkuchen darunter.

Der Schalksknecht aber spann seine Mär also weiter: „Ich wog nun den Stein in der Hand, holte aus und warf ihn dem Wolf dermaßen an den Kopf, daß ihm das Blut aus einer großen Wunde quoll. Hätte ich eine Kanne dabei gehabt, so hätte ich von dem Blute sicherlich so viel aufgefangen, als jetzo noch Methes in der Kanne ist, die ich dort hinten stehen sehe."

Der Bauer fand auch die Kanne mit dem Meth und rief, aller Freuden voll: „Du, deine Geschichte gefällt mir aus der Maßen wohl und wird immer besser. Mach nur so weiter!"

„Recht gerne!" sprach der Knecht. „Da ich nun den Wolf also scharf getroffen hatte, hub er sich auf die Flucht mit dem bißlein Kraft, das ihm noch blieb. Ich lief ihm nach und hätte ihn beinahe erwischt, wenn er nicht in ein Dickicht von Ästen und Gestrüpp hineingeschlüpft wäre, darinnen er so wohl geborgen lag, als wie der Pfaffe da hinter der Mehlmulde unter der Bank."

Da sprang der Bauer zorniglich auf, stieß die Mulde mit dem Fuße beiseite und griff den Pfaffen bei den Haaren. „Holla!" schrie er wutentbrannt. „Ist dein Märlein itzt zu Ende kommen? — — — Ha, jetzt weiß ich, du schlimmes Weib, weshalb du uns so gern vor Tag aus dem Bette jagst!"

Da geschah nun jedem nach Gebühr: den Pfaffen ließ er zwar mit dem Leben davonkommen, mußte ihm aber so harte Bußgeld zahlen, daß er die teuere Kurzweil in des Bauern Bette verfluchte und nimmermehr über seines Hauses Schwelle trat; das ungetreue Weib zerbleute er dermaßen, daß ihr die Lust am Betrügen ein für allemal verging und ward ihr auch nimmermehr von Herzen

hold; den getreuen Knecht aber hatte er von da an um so lieber, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, und wenn ihm ja einmal etwas im Hause nicht ganz geheuer deuchte, so fragte er den frommen Knecht, ob er nicht am Ende wiederum ein so schönes Geschichtlein zu erzählen habe, wie damals von dem Wolf und der Sauherde.



Altweiberlist

Nach Konrad von Würzburg

Im Frankenlande wohl bekannt liegt die Stadt Würzburg, mit reicher Kunst erbaut und aller guten Dinge voll. Es hausete daselbst in einer stillen Gasse ein alt Weib, als Frau Metz, die Käuflerin, bekannt. Ihr Geschäft war nämlich, Leute auszukundschaften, so sich mit der Minne Kümmernis schleppten und ihnen für gutes Geld mit Rat und Tat beizustehn, auf daß sie zu ihrem ersehnten Ziele kämen. Frau Metz, die Käuflerin, durfte sich auch wohl berühmen, manche stille Hochzeit zustande gebracht zu haben, mit der öffentlich nicht eben große Ehre einzulegen gewesen wäre.

Nun fügte es sich eines Tages, daß die alte Werberin und Minnekundschafterin um die Pfingstzeit ohne Weißpfennige im Beutel müßig da saß und nicht wußte, welch Geschäft sie betreiben sollte. Mit Seufzen machte sie sich auf den Weg zum Dom, meinende, daß ihr eine heilige Messe zu hören auf alle Fälle nicht schaden könnte, vielleicht aber bei der Gelegenheit ein schöner Vogel in ihr Garn fliegen möchte. Wie sie nun so unter den Schwatzweibern auf dem Domplatz stund und ihre große Bosheit in lauten Reden ausfahren ließ, da gewahrten ihre immerdar eifrig nach einem Wild hin- und herfahrenden Augen, wie aus dem Münster der hohen Chorherrn einer, ihr wohlbekannt als der Domprobst Herr Heinrich von Rodenstein, herfür trat, prächtig anzuschauen in seinem reichen, schön gezierten Gewand.

Da blitzte es der Alten durch das Hirn, sich an dies Hochwild heranzupirschen. Und wie der Domprobst bei ihr vorbeistrich, beugte sie ihre Knie und rührte sein Gewand an, als ob sie es zum Kusse an ihren zahnlosen Mund führen wolle. Gleichzeitig begonnte sie leise flüstern: „Auf ein Wort nur, hochwürdiger Herr. Ich weiß wohl, ich bin ein schlechter Bote, an Eure Tugend gesandt. Eure Zucht und Sitte sind mir wohlbekannt. Ich fürchte, Ihr werdet mirs übel vermerken, wenn ich meine Werbung gegen Euch vorbringe."

Wie aber der Domprobst sie leutselig und ohne Furcht ihre Sach fürbringen hieß, fuhr sie alsbald eifrig fort, ihm so nah ins Ohr zu raunen, als ob er im Beichtstuhl sitze und sie zum Fensterlein hineinwispere: „Herr, ich bin doch zu Euch gesandt von gar einem schönen Weibe. Dasselbe läßt Euch durch mich mit Hulden Freundschaft und Gruß entbieten. Ihr habt ihr's angetan und sie hat Herz und Sinne mit hohem Fleiß an Euch gehängt. Wöllet sie nicht verschmähen!"

Da stieg dem von Rodenstein das Blut in seinen Kopf und färbte ihm die Wangen schön rot. Die Botschaft, die er vernommen, dünkte ihm arg gut, war sich aber nicht sicher, ob das alt Weib im Ernst oder im Spott rede, trachtete also zuförderst danach, sich den scheelen Blicken der müßigen Gaffer auf dem Domplatz zu entziehen. Als er eine stille Gasse gewonnen hatte, wohin auf seinen Wink die Alte ihm gefolget war, ließ er sich zuvor versichern, daß sie in allem Ernst geredet hatte. Sprach er alsdann: „Ha, liebes Mütterle, wann ich mich wirklich auf dich verlassen kann, dann laß dich keine Mühe verdrießen, sollst auch deinen Vorteil davon haben." Unter solchen Worten schloff seine Hand in den Säckel und zog daraus so viel Pfennige herfür, als er greifen konnte. Die stieß er ihr hastig in die hohlen Hände, empfahl ihr noch, den Handel rasch zu gutem Ende zu bringen, und hub sich eilend von dannen.

Sobald er außer Sicht war, tat die alte Vettel einen Freudensprung und lachte, daß ihrer Wangen Falten flatterten: „Juhu, laß sieden und braten, das hat gut angefangen!"

Also frohlockete sie innerlich, indem sie sich wieder auf die Hauptgasse machte, allwo um die Zeit fürnehme Leut spazierten. Währete auch nicht lange, so kam ein schön minniglich Weib dahergewandelt.

„Ei," gedachte Frau Metz, die Käuflerin, „da schlag ich meinen Haken an. Wollen gleich sehen, ob sie Lust hat." Sie grüßte die Fraue nach Schalkes Sitte mit dem Lasterlachen, so solcher Weiber Gewohnheit ist. Die Fraue neigte nur ein wenig das Haupt zu dem Gruße und wollte schweigend vorübergehen.

Wich aber die Alte nicht von ihrer Seite, sondern redete harte auf sie ein: „O, liebe schöne Fraue mein, ein Weilchen nur bleibt stehen, zwei Wörtlein nur laßt mich Euch sagen. Der allertugendlichste Mann will aus lauter Begier zu Euch verderben. Durch mich läßt er Euch kundtun, wie schwer ihn die Minne verwundet hat und, läßt er Euch sagen, Ihr selber müßtet den Arzt abgeben, sonst könne er nimmermehr genesen."

Die Fraue stund schier ganz übergossen von schöner roter Farbe und ihr Mund begonnte lieblich lachen, indem sie sich also vernehmen ließ: „Tut mir leid, der Mann, daß er sich also um mich plagen muß, bin aber gänzlich unschuldig daran. Laßt es gut sein; ich mag nicht länger hier mit Euch auf der Gasse stehen. So Ihr noch etwas von mir bedürfet, reden wir anderswo davon."

Mit solchen Worten ging sie weiter auf ihrem Wege zur Messe.

Das alte Schädelfaß lachte sich in die Faust und mümmelte im Gehen vor sich hin: „Hihi! Wer wagt, gewinnt das Spiel. Man muß die Wurst einem nur gleich an den Backen schmeißen, daß ihm die Zähne krachen!"

Sie verfügte sich spornstreichs zu einem Kramladen und kaufte einen seidenen Gürtel mit einem schönen Schautaler dran, worauf sie sich wieder vor das Münster begab. Brauchte auch nicht lange warten, so war die Messe ausgesungen und die schöne Frau trat wieder herfür.

Schloff die Alte alsbald zu ihr heran und sprach im Gehen: „Da bin ich wieder, Fraue. Mein Herr schickt mich her. Gucket, das hier soll Euch geschenket sein, und, läßt Euch mein Herre dazu sagen, so Ihr guten Willens gegen ihn sein möchtet, so wolle er Euch, solange Ihr lebet, noch mannig Kleinod solcher und feinerer Art geben."

Die Fraue sah das Kleinod an und erwiderte tugendlich: „Ich nehm's mit Danke an. Er soll seine Gabe nicht verloren haben, soviel an mir liegt, will ich's ihm vergelten, so gut ich kann. Wart, du sollst auch etwas von mir haben."

Gab ihr für drei Schilling Werts Pfennige und schieden also voneinander. Da ward die Alte doppelt froh, schlich heim wie ein Dachs, rüstete ihre Küche für die Feiertage, rieb sich die Hände und kicherte: „Einer Krähe, die stille sitzet,

verdorren Klau und Schnabel. Wer sich nicht rühren will, der mag sich nicht wundern, wenn er in Sorgen kommt."

Andern Tages in der Frühe hub sie sich wiederum auf die Fahrt. Sie begab sich abermals zum Münster und sann wohl hin und her, wie sie das Ding angreifen müsse, daß die Fraue und der hohe Herr einander von Angesicht sähen, auf daß die Liebe sich entzünden könne. Indem kam auch der Domherr schon dahergeschritten, grüßte sie und fragte sie leutselig, was sie so frühe schon hier schaffe.

Sprach sie: „Ich warte Eurer, Herr. Seit gestern habe ich nicht geruht und Euer Sach betrieben, so gut ich konnte, auf daß Euer Herz froh werde. Seid getrost, das Weib, das nach Euch verlanget, ist aller Ehren wert. Wenn Ihr sie erst sehen werdet, dann steht es nur bei Euch, ein edel Wild zu erjagen, das Euerm Herzen wohltun wird." Kaum hatte sie das Wort gesprochen, da sah sie das wonnigliche Weib von ohngefähr daherschreiten. Das hatte seinen werten Leib mit dem besten gezieret, was es besaß von Seide und von Golde. Mochte es wohl dem zuliebe tragen, dem sie das Herz verwundet hatte.

Die schlimme Käuflerin säumte nicht, den Domprobst auf die Schöne hinzuweisen, des Herz alsbald in Freuden hüpfte.

Danach so machte sie sich eilend an die Frau heran und sprach: „Gucket, Fraue, da steht er, der sich zu Euch geneiget hat, als wie ein Herre zu der Magd."

Die Schöne ließ ihr Aug' hinüberschleichen und ward ihr Herze alsbald von der süßen Minne entbrannt. Sie neigte ihr schön stolzes Haupt schämig zur Seiten und begab sich in die Messe, war aber mit ihren Sinnen wenig dabei, was man in dem Münster tat. Ihr Gebet war ganz verwirret, wußte weder wo sie war, noch was man aus dem Buche las. Als aber die Messe ausgesungen war und sie sich wieder hinausbegeben wollte, stund die Alte neben ihr und raunte: „Fraue, ich bin schon wieder da; lufet, was ich Euch sage: Wenn Ihr heute nachmittage Zeit habet, so kommet schön geschmückt in mein Häusl. Ich heiße Frau Metz, die Käuflerin. Gleich neben dem Spital, da ist ein schön gemalenes Haus, und das nächste dabei, das ist meines. Ihr seid freundlich eingeladen!"

„Wohlan," lachte die Fraue, „so will ich dich daheim besehen, Frau Metzin."

Über Tisch rührte sie kaum die guten Dinge an, die es da gab. Brot, Fisch, Fleisch und Wein, sie genoß kaum einen Bissen und ein Schlücklein davon. Nach der Mahlzeit fuhr sie unruhig im Hause herum und wußte nicht, was sie anziehen sollte zu dem vorhabenden Besuch. Nun hatte sie eine Dienstmagd, die in Treuen und in Verschwiegenheit wohl bewähret war. An selbige wendete sie sich zur Stunde und sprach: „Vielliebe Kocherin, zeuch flugs dein hübsches Kittlein an und begleite mich auf einem Gang, zu dem man mich heut am Morgen lud."

Die Kocherin war's zufrieden, und nachdem die Frauen beide ihre besten Kleider angelegt hatten, gingen sie alsbald zu Frau Metzen, der Käuflerin.

Die hieß sie Gott willkommen, führte sie in die Stube hinauf, da gut Gestühle und Geräte stund, brachte einen feinen alten Wein herbei und sprach: „Ei, meine Kaiserin, nehmt es mir nicht in übel, wenn ich Euch eine kurze Weile allein lassen muß. Trinket derweile und seid fröhlich, dieweil ich den holen gehe, der nach Euch entbrannt ist."

Alsbald machte sich das alte Bockfell auf die Beine, um den Pfaffen, ihre kostbare Beute, zur Stelle zu bringen. Also geschwinde trabte die schieche Füchsin, als ob der Teufel hinter ihr her wäre. Im Kreuzgang beim Domstift brauchte sie auch nicht allzulange zu verziehen, so ward sie ihres Herrn ansichtig und winkte ihm heimelich mit der Hand.

Der Rodensteiner sprang voll Freuden auf und rief schon von weitem: „Hab Dank, Mutter, hab Dank. Wo ist die Schöne, die du mich sehen ließest? Führe mich gleich hin zu ihr, ich will dir's lohnen."

Ehvor sie aber noch ein Wörtlein erwidern konnte, kamen vier Chorherren daher samt einem Schreiber und riefen: „Wohin so eilig, Herr? Wöllet ein wenig verziehen. Ein wichtig Geschäft — wäre uns allen zu Schaden, so wir es versäumen täten!"

Erwehrete sich der Domprobst mit Eifer, er könne zurzeit wirklich nicht abkommen, dieweil er nach seinem kranken Freunde schauen müsse. Sie aber

beharrten, das gehe nicht an, denn es handle sich um ein Schriftstück, darunter er sein Siegel setzen müsse und geschehe ihm ein Schaden von mindestens hundert Mark, wenn er nicht also gleich mitgehe. Er müsse durchaus die wichtigen Urkunden bestätigen, sein Freund werde derweil nicht gleich sterben. Und da er sich noch bedenken wollte, packten sie ihn bei den Armen und führten ihn mit Gewalt von dannen.

Die Alte blickte böse wie der Voland drein und hub sich fluchend davon. Als sie aber nahe bei ihrem Hause war, schritt ihr ein junger Mann entgegen, so etwa um die Dreißig alt und von anmutigem, leutseligem Wesen. Die alte Vettel bedachte sich nicht lang: „Ach was, ist mir der eine entgangen, nehm ich mir halt einen anderen! Der da kommt mir just zu paß. Möchte den sehen, der sich wehrte, mit einer schönen Fraue Kurzweil zu pflegen." Redete ihn also kurzerhand an und sprach: „Herr, was laßt Ihr mich verdienen, wenn ich Euch zu einem schönen Weibe führe? Schimpf und Unglimpf gibt's genug im Leben, was wollt Ihr Eurem jungen Leibe seine Lust nicht gönnen?"

Sprach der: „Ei, alter Habersack, wenn das geschieht, soll's Euer Schade nicht sein."

Sie ging vor, er ging ihr nach und so kamen sie gar bald in die Spitalgasse.

Indessen saß die schöne Frau am Fenster und lugte hinter den Vorhängen zum Fenster hinaus. Da fuhr sie plötzlich empor, ward weiß als wie die Wand und rief zu ihrer Magd gewendet: „O weh mir, wehe! Weh mir, daß ich geboren ward! Weh mir, daß ich diesen Schandgang tat mit dem verruchten Weibe! O weh, nun habe ich Lieb' und Ehre verloren!" Und fuhr in Ängsten hin und her, nicht wissende, was sie anfangen sollte.

Die Kocherin, baß erschrocken über ihrer Frauen Wesen, fragte, ob sie denn einen Geist gesehen.

Die Frau darauf: „Lug selber hinaus und schau, mit wem das Weib daherkommt. O weh mir, weh, es ist — — dein Herr!"

Bereits hörten die beiden Weiber den Ehemann und die Käuflerin die Stiege hinaufstapfen, als die Kocherin zuerst ihren Witz wiederfand und ihrer Herrin

einen guten Rat zuraunte. Und wie nunmehr die Tür aufgestoßen ward und der junge Herr in die Stube trat, da fuhr ihm sein Weib schreiend mit allen zehn Fingern in die Haare. „Ist das die Treue, die du mir geschworen? Pfui, böser Unart du, mußt du bei anderen Weibern liegen, du falscher Dieb, bin ich dir etwa nicht schön genug?“ Und strich ihm rechts und links die Wangen, daß sie sich rot färbeten wie eines Kardinals Gewand.

Der arme Eheherr wußte nicht wie ihm geschah, beteuerte seine Unschuld und daß er zu diesem Handel nur wie von ohngefähr gekommen, er wisse selbst kaum wie. Und verschwur sich hoch und teuer, es reue ihn gar sehr und solle dergleichen nie und nimmermehr geschehn.

Die alte Metzin hatte sich eilend davongemacht, sobald sie sah, was ihr Eifer angerichtet. Die schöne Frau hingegen, ihrer eigenen Schuld bewußt, vergaß bald ihres Zornes und schlich beschämt mit ihrem Ehgemahl aus der üblen Herberge.

Diese Märe hat euch der arme Konrad gedichtet und gesagt und fügt solches zum Abschied hinzu:

Gott strafe jeden, der schönen Frauen an ihrer Ehre Schaden tut. Schande über den Lasterknecht, der reinen Frauen nichts Gutes gönnt. Somit Amen und Gott befohlen, meine lieben Freunde. Ich wünsche euch eine Bratwurst in jede Hand und dazu ein Fäßlein Wein und einen großen Durst.



Der schwangere Mönch

Nach dem Zwingäuer

In einem Waldkloster, weit entfernt und wohl geborgen vor dem Getriebe der sündhaften Welt, wuchs ein Mönchlein auf, das von seinen frommen Eltern bereits als Kleinkind dem Dienste des höchsten Herrn im Himmel geweihet und als ein Knäblein von sieben Jahren von den Brüdern in Zucht und Lehre genommen worden war. Die Mönche unterwiesen das Büblein in der Schrift und in der Weisheit, also daß es bald alles lesen konnte, was Geschriebenes im Kloster vorhanden war. Als es zu einem Jüngling herangewachsen war, nahm es der Abt unter die Brüder auf.

Eines Morgens nach der Metten saß das Mönchlein auf seinem schmalen Bette und las in einem Buche, das ihm von ohngefähr zur Hand gekommen war. Da stießen ihm die Worte auf: „Der Minne Band." Er dachte nach, was das wohl bedeuten möchte. Ein hänfen Band, ein Seidenband, sogar ein Eisenband konnte er sich denken, auch wohl, bildlich gesprochen, eines Gelöbnisses Band; aber wie Minne Menschen binden könne, das wollte ihm nicht einleuchten. Mochte auch keinen der Brüder darum fragen, dieweil er sich vor dem Spotte fürchtete und wartete seiner Zeit, bis er des Abtes Roßknecht traf, als welcher weit in der Welt herumgekommen war und wohl Bescheid wissen mochte um Dinge, davon in des Klosters Mauern niemals geredet ward.

Der Knecht ließ sich auch nicht lange um Antwort bitten. „Da habt Ihr mich um groß und hehre Sach gefragt. Frau Minne – ja, was die nicht alles vermag: Liegt Ihr siech, sie macht Euch gesund, sie löst Euer Herz durch süßen Trost von allem Leid, bindet hingegen auch ebenso fest Herz zu Herze, also daß sie nimmer voneinander können!"

Sprach das Mönchlein: „So helfe mir Gott hinaus, eh daß der Sommer vergehet, auf daß ich Frau Minne finde!"

Der Knecht riet ihm, den Abt um ein Pferd und einen Knecht zu bitten, um heim zu reiten zu seinen Leuten, die sich in großer Bedrängnis an ihn um Rat und Hilfe gewendet hätten.

Der Abt willfahrete gern seiner Bitte und gab ihm nicht nur Pferd und Knecht, sondern auch noch reichlich Silbers als Wegzehrung zu dem, was er an eigenem Gelde besaß.

Weil nun das Mönchlein niemals vor des Klosters Tor hinausgekommen und unkundig aller Wege war, so ließ er den klugen Knecht vorausreiten und folgte blindlings seiner Spur. So ritten sie, bis sie in eine gute Stadt kamen, allwo der Knecht eine Gevatterin hatte, die er um Herberge für sie beide ansprach. Die Frau hütete allein das Haus, dieweil ihr Mann über See gefahren war. Sie war nicht zu jung, nicht zu alt und empfing ihren Gevatter und auch das junge Mönchlein mit großer Freude, trug alsbald kalte und warme Speisen auf und reichte edlen Wein dazu.

Über der Mahlzeit raunte der junge Klosterbruder dem Knechte zu: „Mir scheint, hier hält Frau Minne selber Hof. Wie ist hier alles so zier und fein und die Wirtin gar so wohlgestalt! Wie wären wir armen Mönchlein froh, wenn uns im Kloster solches geboten würde!"

Nach der Mahlzeit nahm der Knecht die Frau beiseite und fragte sie, ob sie nicht ein huldvolles Fräulein wisse, das sich für reichen Lohn des jungen Minnesuchers annehmen möchte.

Die Frau bedachte sich eine Weile, bevor sie Antwort gab. Sie wollte wissen, ob das Mönchlein wohl vermögend seie, zehn Pfund Silbers derjenigen zu zahlen, die ihn in die Lehre nehme. Um so viel nämlich habe sie einen Teil ihres Gutes verpfänden müssen und sie wolle die Gelegenheit, das Pfand einzulösen, gar gerne wahrnehmen. Das Herrlein könne getrost sein, sie werde eine ebenso gute Lehrmeisterin sein, wie jede andere.

Sprach der Knecht: „Darauf, Gevatterin, könnt Ihr es wagen; ich sah ihn selber das Geld in seinen Beutel tun und ist wohl mehr denn zehn Pfund

gewesen. Überdem ist Euch mein Herrlein von Herzen hold und mir deucht, sein Blut tobet schon sehre nach Euch!"

Der Knecht brachte also den Handel mit seinem Herrlein in die Reih und nachdem er der Gevatterin das Geld zugetragen, tat diese ihre besten Kleider an und richtete sich so schön her, als sie es irgend vermochte. Sie setzte sich an des Mönchleins Seite und tat ihm schön mit Worten und Gebärden. Das geistliche Herrlein vermeinte nie etwas Schöneres gesehen zu haben, denn der Fraue sternenklare Augen, Rosenwänglein und schlohweiße Kehle. Dazu die schlanken Fingerlein, ein weichgeschwellter Arm und was der guten, ihm so gänzlich unbekannten Dinge mehr vorhanden waren. Es hatte aber der Knecht seinem Herrn anempfohlen, in allen Stücken seiner Lehrmeisterin zu gehorsamen und sich auch keineswegs vor ihr zu fürchten, sondern vielmehr sie dreist anzugreifen, und das Mönchlein hatte versprochen, sich nach solchem Rate zu verhalten, damit, wie er in seiner Einfalt hinzufügte, der Abt und die lieben Brüder, alte und junge, ihre Freude daran hätten, wie wohlanständig er sich auf seiner Minnefahrt benommen habe. Er wähnete nämlich, der reine Tor, daß der Abt und seiner Mönche Schar gleich ihm niemalen von der Minne Wesen auch nur ein kleines erfahren hätten — betrog sich aber gar sehr in diesem Puncto, der arme Hascher!

Die hübsche Wirtin ward bald der Zwiesprach überdrüssig, nahm ihren Schüler bei der Hand und führete ihn in ihre Kammer, allwo ein wohlbereitet Bette stund. Darauf hieß sie den Mönch niederliegen. Das tat er gerne, zumal er müde war vom langen Ritt und von dem starken Weine. Er behielt aber seine Kutte an.

Da lachte die Fraue: „Ihr seid doch in Eurem Kloster nicht — tuet doch das Gewand ab." Und indem sie das sagte, verlöschte sie das Licht und legte sich zu dem feinen Knaben.

Der lag jedoch starr wie ein Stock. Sie zog ihm die Kutte ab und herzte, küßte und drückte ihn, daß wohl ein Bündel nasses Stroh davon hätte Feuer fangen mögen. Das Mönchlein aber, das kein Weib gesehen, seit es klein Kind war, das wohl singen und lesen, aber durchaus nichts von der Liebe verstund,

wußte durchaus nicht, was die Huldin von ihm begehrte. Solche Müßigkeit verdroß nun die Frau auf die Länge also, daß sie dem Mönch mit den Füßen einen Stoß gab, der ihn gleich an die Wand wälzte. Und als er auch da liegen blieb, rückte sie ihm nach, knetete mit ihren Knien seinen Leib und trat ihm mit den Füßen in die Seite.

Dem armen Brüderlein ward so heiß, als brennte er im höllischen Ölkessel und schmerzte ihn allerorten, von vorn und von hinten, also daß er der Meinung ward, es wäre das Minnen ein unmäßig hartes Werk. Zum Beschluß gab ihm die Frau noch einen Schlag und sprach: „Nun lieget Ihr und verdorret! An Euch ist alle Liebesmüh verloren. Den Schlag, den schickt Euch Frau Minne, nach der Ihr, Bösewicht, ins Land gefahren seid.“ Kehrte sich auf die andere Seite und schlief ein.

Um Mitternacht erwachte sie und reckte die Hand nach ihrem Schüler aus, ob vielleicht inzwischen die Natur an ihm ihr üblich Werk getan. Da aber solches mit nichten sich also erfand, so kürzte sie ihm die Weile mit Schlägen und mit Püffen. Der Gute wäre lieber hundert Meilen weit weg gewesen, denn allda. Die Minne gefiel ihm gar nicht in der Nähe und schlafen konnte er auch nicht.

Da gab ihm die Fraue noch einen letzten Stoß und sprach: „Das ist der andere Brief, den Euch Frau Minne hat geschrieben.“

Das Mönchlein aber seufzte still für sich: „Ach, wär ich in meinem Kloster noch und Frau Minne selbst vor dem Tore, ich käme wahrlich nicht davor.“

Noch zum dritten Male, ein weniges vor Tage, versuchte die Wirtin ihr Heil, war aber ebenso fruchtlos, wie zuvor. Da fiel sie über ihn mit einer dritten Ladung von Schlägen und gab ihm Urlaub ums Morgenrot.

Des war der Tropf von Herzen froh, lief ungesegnet aus der Kammer und rief dem Knechte, daß er eilend die Pferde sattle.

Der Knecht, vermeinend, daß der Hausherr unversehens heimgekommen wäre, schleunete sich gar sehr und trabte zur Stadt hinaus. Das Mönchlein hinter ihm drein in voller Fahrt, wohl gute drei Meilen weit. Auf einer grünen Heide hielten sie endlich die Rosse an, und der Knecht, seines Herren bleiche

Wangen und übernächtig Antlitz gewahrend, fragte ihn mit Sorgen, wie es ihm mit der Minne ergangen seie.

Erwiderte das Mönchlein mit Seufzen: „Ich könnte mich wohl meiner Taten berühmen, aber der Lügner ist Gott nicht wohlgefällig; so will ich denn die Wahrheit bekennen, daß ich nur eitel Leid und keinerlei Lust erfahren habe. Doch sagt mir nur noch: ich habe des öfteren sagen hören, daß Kinder davon kommen, wenn zwei so beieinander sind. Sage mir die Wahrheit, du! Wer ist's von den beiden, der das Kindlein tragen muß?"

Versetzte der Knecht sonder Falsch: „Ei, allemal wer unten liegt!"

Da schlug das Mönchlein sich vor die Stirn und wehklagte in seinem Gemüte: „O weh mir, wehe, was jämmerliche Zeit hebet nunmehr für mich an! Ich Armer bin ja unten gelegen — nun wird ein Kind von mir geboren und ich habe gar meine Ehr' vertan! Das wenn der Abt gewahr wird und meine Brüder, so stoßen sie mich aus der Gemein und ich verliere meine Pfründe! Muß auch noch ihren Spott erleiden — o weh mir, wehe! Wollt' lieber, ich wär' tot!"

Zwölf Wochen hauste das Mönchlein nun wiederum im Kloster, ohne daß es ihm gelang, sein schlimmes Abenteuer im Hause der Frau Minne zu vergessen. Er ward immer magerer von Angesicht und dürrer von Gestalt und seine Augen suchten in Verworrenheit der Sinne am Boden oder in den Wolken umher, also daß seine Klosterbrüder sich schier darob entsatzten und in ihn drangen, ihnen seinen geheimen Kummer zu offenbaren. Er aber brach sein Schweigen nicht, sondern lebte seine Tage so hin mit vielem Beten und heimlichem Seufzen.

Da ward er eines Tages durch Zufall Zeuge, wie einer von des Klosters Hofeleuten beim Abt einer Witwe Sohn verklagte, weil der ihm seine Kuh dermaßen geschlagen, daß sie ihr Kalb verworfen habe. Der Abt verhieß dem Lehnsmann, sich seiner Klage anzunehmen und den Sohn der Witwe dahin zu bringen, daß er ihm den Wert des verlorenen Kalbes ersetze.

Das fromme Mönchlein hatte die Ohren gespitzt und von Rede und Widerrede kein Wort verloren; sandte alsbald heimliche Botschaft nach dem Manne,

der die Kuh verprügelt und hieß ihn des Abends ungesehen in seine Zelle kommen.

Der Witwe Sohn tat wie ihm geheißen, und ward von dem Mönchlein gar freundlich empfangen. Wie nun aber das Herrlein mit vielem Stocken und Schamrotwerden sein wunderlich Anliegen vortrug, nämlich, daß er ihme, gleichwie er der Kuh von dem Kalbe geholfen, von dem lebendigen Kindlein abhelfen solle, das er in seinem Leibe trage. Da stund der Sohn der Witwe baß erstaunt und meinete, der geistliche Herr seie wohl unsinnig geworden. Dieweil ihm aber der Schalk im Nacken saß, so faßte er sich alsbald und fragte, von wem er denn das Kindlein empfangen habe. Der Prior dünkte ihm dazu zu laß und der Herre Abt doch gar zu alt. Wenn es aber etwan der Pater Kellermeister gewesen wäre, so sei der ein gar freventlicher Mann. Er möchte ihm aber solches nicht zutrauen.

„Nein, nein," schnitt ihm der Mönch in aller Hast die Rede ab; „wahrlich, von den Klosterbrüdern war es keiner! Das Kindlein stammt von einem Weibe her, mit dem ich Minne getrieben, ich Unseliger!"

Sprach aber da der Witwe Sohn: „Herr, ich will wohl gerne alles tun, was Euch lieb ist, wollet aber bedenken, daß es nur gar wenig Leute gibt, die ihre Kinder nicht die volle Zeit austragen müssen."

Das Mönchlein darauf in Eifer: „Gleichviel, ich will es darauf wagen. Schlag mich, so sehr du kannst, und wenn du mich totschlägst — ich vergeb' es dir im vorhinein. Sollst auch noch drei guter Pfunde Silbers für deine Schläge haben."

Da ließ sich der Mann nicht länger bitten, sondern hieß den armen Wicht am nächsten Morgen zur Prime in das Holz beim Kloster kommen, da wolle er seine Kraft an ihm versuchen.

Andern Tages in aller Frühe begab sich das Mönchlein an den gewiesenen Ort und fand den Schalksknecht bereits vorhanden. Gab ihm seine drei Pfund und hieß ihn wacker zuschlagen.

Der Sohn der Witwe bedachte sich auch nicht weiter, hieß den Mönch Kappe und Kutte ablegen, warf ihn ins Gras wie ein Schlachttier und begann mit dem ersten von drei frischen Eichenknütteln, die er sich für solch Werk zugeschnitten hatte, dermaßen auf ihn loszuschlagen, als wollte er ihm alle Knochen im Leibe zerbrechen. Und hätte er sieben Kindlein in seinem Leibe getragen, so hätte keines solch klobige Prügel überlebt.

Nun lag da nahebei an des Mönchen Seite, im Grase einer tiefen Furche verborgen, ein junger Has; der war wie zu Stein erstarrt vor Schreck über die greulichen Schläge, so es da dicht bei ihm hagelte. Wie aber der andere Knüttel brach und der Knecht sich nach dem dritten bückte, da sprang das Häslein auf und machte sich in großen Sätzen in den Wald hinein.

Das Mönchlein aber hatte das Tierlein laufen sehen, raffte sich alsbald vom Grase auf und rief mit schwacher Stimme: „Das war's! Laß du das Schlagen sein, meines Kindleins bin ich ledig! O weh, wenn ich es doch fangen könnt'! Ich wollt' es zu einer Amme bringen, daß sie es ernähre.“ Und also klagende, setzte er sich in Gang, so rasch ihn seine zerschlagenen Knochen tragen mochten und rief hinter dem Häslein drein: „Verziehe doch, mein liebes Kind! O weh, deine Beine sind mir allzu schnell. Ich will dich aufziehen zu einem fürstlichen Läufer, lieb Kindlein, weil du gar so geschwinde bist, oder aber zu einem Koch, weil du zweien lange Löffel eh schon bei dir trägst!“ Und so immer weiter hinter dem Langohr drein, wie ein hitziger Hund auf der Wildfährte. Sein Herz schlug ihm am Halse von dem raschen Lauf, konnte aber doch sein Kindlein nicht erhaschen. So blieb er endlich zitternd stehen und raufte sich vor Leid das Haar.

Indem kam von ohngefähr ein alter Mönch durch den Wald geritten, und wie der in der nackten Mannsgestalt den jungen Klosterbruder erkannte, entsatzte er sich baß und begehrte zu wissen, was ihm denn widerfahren seie, daß er sich also verzweifelt wie ein büßender Sünder gebärde.

Der Junge drauf in wildem Herzeleid: „Mein Kind, mein Kind hab ich verloren! Das Kindlein, das ich selbst getragen!“

Da entbrannte der Reiter in Zorn und rief: „Hilf Himmel! Schwangere Mönche habe ich meiner Tage nie gesehen. Das will ich doch dem Abte sagen. Was wohl der Konvent dazu meinen wird? Mir scheint, Bruder, Ihr seid unsinnig geworden oder vom Teufel besessen! In nomine patris et filii et spiritus sancti! Ihr schändet uns den Orden!"

Raste aber der arme Schelm, sein Haupt zerschlagend: „Das ist mir nunmehr alles gleich, mag geschehen, was da wolle, ich bin doch aller Freuden bar, solange ich mein Kind nicht wiedergewinne."

Da sprang der Klosterbruder vom Gaul, band dem Rasenden die Hände gleich einem Diebe und führte ihn an einem Stricke hinter seinem Rosse her zum Kloster zurück.

Die Mönche liefen alle herbei, und der Abt, da er ihn sahe, schlug die Hände zusammen und klagte: „O Lieber, sag, was ist mit dir geschehen?"

Versetzte das Mönchlein und ließ die heißen Zähren über die hohlen Wangen laufen: „Ach, hättet Ihr mein Kindlein nur gesehen, es hätt' Euch sicher wohlgefallen. Ich lief ihm nach und wollt' es gern erhaschen. Selber wollt' ich es taufen und Euch und den Prior, dazu den Kellermeister zu Gevattern bitten."

Sie schüttelten alle die Köpfe zu solcher Rede, und da sie die Striemen und die Beulen von den harten Schlägen sahen, meinten sie für gewiß, er seie von bösen Geistern besessen. Da ließ der Abt den Psalter und andere heilige Bücher holen und den bösen Geist mit kräftigem Segen beschwören. Der Besessene raste aber nur immer weiter und schrie: „Mein armes Kindlein, bist noch ein Heide, hättest du empfangen die Christenheit, so wollt' ich all meines Leibes vergessen!"

Sie besprengten ihn nunmehr aus dem Weihbrunnen und hängten ihm die Stola um. Sie drohten und sie flehten, war aber alles in den Wind gesprochen und getan und wußten sich nicht anders zu raten, denn daß sie den Verhexten in den Kerker sperrten, vierzehn Tage lang, bei eitel Wasser und Brot.

Am fünfzehnten Tage aber ging der Abt selber in die Kerkerzelle und hieß das arme Mönchlein mit liebreichen Worten ihm seine große Sünde oder auch sein großes Herzeleid beichten.

Das Mönchlein gehorsamte mit Freuden und trug seinem Herrn dem Abte alles für, wie es sich begeben, von dem Tage, da ihn der Knecht in der Frauen Minne Haus geführet, wie er allda in großen Ängsten unter dem Weibe lag, von ihr das Kindlein empfing und wie er sich durch den Sohn der Witwe, der die Kuh des Lehnsmanns also geschlagen, daß sie das Kalb verworfen, auch durch Schläge von seiner Schande befreien lassen wollte. Und weinete sehr und hieß sich einen großen Sünder vor Gotte.

Da hub ihn der Abt in seinen Armen auf und sprach: „Du darfst dich nimmer schämen — vor mir nicht, noch vor dem Prior, noch vor irgendeinem deiner Brüder. Du sollt wieder zu Chore gehen und sollt singen und lesen und sollt mein lieb gut Kind sein wie zuvor dein Leben lang. Deine Sünden sind dir vergeben. Um deiner Torheit willen und deiner kindlichen Reine hast du das ewige Leben. Schließ mich in dein Gebet, mein Bruder!"



Das Rädlein

Nach Johannes von Freiberg

Seit alter Zeit her wohlbekannt
Ein Wirtshaus stund im Flore,
Das war „Zum Bären" zubenannt –
Ein Bär winkt überm Tore.
Kaufleut und reiche große Herrn,
Die huben dort den Humpen,
Herbergten auch mit Trosse gern
Und ließen sich nicht lumpen.
Die Küche mußt' als trefflich gar
Ein Bischofsgaumen loben,
Im Keller manch ein Fuder war
Vom Besten aufgehoben.
Das gab von früh bis abends spat
Ein Schmausen, Zechen, Regen –
Oft kunnt' sich erst um Hahnenkraht
Der Wirt zur Ruhe legen.
Groß Ingesind im Dienst ihm stund,
Viel jung' und alte Weiber,
Roßknechte, Küfer, Zapfer – und
Sogar ein Kellerschreiber.

Von diesem kecken Schreiberfant
Will ich ein Stücklein dichten,
Wie einer, der ihn selbst gekannt,
Mir's wahrhaft tät berichten.

Sotaner Schreiber was noch queck
Und jung und wohlgezogen,
Er warf die Wurst klug nach dem Speck
Und war gar wohl gewogen
Den Maiden und dem Minnesold.
Der dünkt ihm hoch zu preisen
Hoch über Silber und rotes Gold
Und Weisheit aller Weisen.

Mit ihm so dient' ein Mägdelein,
Das ihm den Mut verzehrte
Und ihm die armen Sinne sein
Zur Tollheit schier verkehrte.
Von Lippen rot, von Hüften zart,
Rund alles, wohl vermessen —
Gott hatte nichts an ihr gespart
Und nichts an ihr vergessen.
Das Schreiberlein was waidewund
Vom Minnespeer getroffen —
Und doch von dem viel süßen Mund
Kein Kuß für ihn zu hoffen.

Denn wo und wann er um sie ging
Mit Worten und mit Blicken,
Gar übel ihn die Maid empfing
Und schickt' ihn in die Wicken
Und höhnt': „Ei, was Ihr um mich streicht!
Puh! leicht und hohl wie Holler.
Ihr seht doch, daß Ihr nichts erreicht –
Mir scheint, Ihr habt den Koller."

Was er auch gütlich zu ihr sprach
Und seufzt', der arme Häscher,
Ihr Widerrede kratzt' und stach
Wie Dorn den raschen Näscher.
So kriegten sie etlich Wochen lang,
Er flehte und sie zankte –
Der Schreiber minnte sonder Wank,
Wie übel sie ihm dankte.

Ein Sonntag war's im Ostermond,
Bald nach dem heilgen Feste,
Das Wirtshaus mehr noch als gewohnt
Voll lustiger hoher Gäste.
Die Mitternacht war längst vorbei,
Ehvor den Knecht' und Mägden
Vergönnt was, daß in Bett und Streu
Sie sich zur Ruhe legten.

Der Kellerschreiber kam zuletzt
Mit Tintenglas und Kiele
Und hat sich todmüd hingesetzt
Beim Ofen in der Diele.
Das Kinn sank ihm zur Brust so schwer,
Die Augen wurden ihm trüber —
So blinzelt' er von ohngefähr
Nach einer Bank genüber —
Da hing herab ein blonder Zopf ....
Hoch riß er beide Lider
Und sah — ein Kissen unterm Kopf
Und aufgelöst das Mieder —
Die schlimm' Herzallerliebste sein
In tiefem Schlafe liegen
Und ihr link' Rosenwängelein
Dem bloßen Arm einschmiegen.
Da schlich der Schreiber flink herzu
Und trieb die Augen beide,
Wie Schäflein auf die Blumenfluh
Auf süße Liebesweide.
Das Hemde schob er was hinab
Und sah mit selgem Bangen
Wohl hügelauf und hügelab
Die zieren Brüstlein prangen.
Dann hub er ihr mit kecker Hand,
Vergessend Zucht und Sitte,

Das rote wollene Gewand
Bis über Leibes Mitte.
Da ward er aller Wonne voll
Und konnt' sich nicht satt sehen,
Wie alles schlank und füllig schwoll
Vom Kopf bis zu den Zehen.
Blitz! sprang ihm ein Gedanke für:
Den Finger flink er netzte
Und an der rußigen Ofentür
Ihn innewendig wetzte.
Drauf malt' er auf das weiße Fell
Mit schwarzem Rahm dem Mädlein
Just überm Rosengärtel schnell
Mit Nab' und Speich' ein Rädlein.
Deckt es fein sittig wieder zu,
Küßt's auf das Wangengrüblein
Und hub sich fort zu guter Ruh
Hoch in sein Speicherstüblein.
Doch wie ihm da zu Mute was,
Das ist leicht zu ermessen:
Wie einem, der im grünen Gras
Drei Tage ungegessen
Liegt unter einem Apfelbaum,
Voll reifer Frucht behangen,
Und kann für seinen trocknen Gaum
Kein einzig Stück erlangen.

Ihm träumt', er wär' ein armer Fisch,
Auf heißen Sand geraten,
Und müßte da, schier teufelisch,
Langsam zu Tode braten.

Der Morgen was vier Stunden alt,
Als endlich er erwachte
Und seiner Schönen alsobald
Den späten Taggruß brachte,
Die Schlimme, wie sie immer pflag,
Sprach scharf als wie ein Messer:
„Von Eurem Wunsche wird mein Tag
Um keines Deuts Wert besser."

Der Schreiber drauf: „Ei du, ich dacht',
Ich dürfte heut verlangen
Wohl andern Gruß, da ich zur Nacht
So freundlich dich umfangen.
War so mein Minnen dir zur Qual,
Was schwiegst du denn fein stille,
Als auf der harten Bank im Saal
An dir erging mein Wille?"

Da fuhr sie auf: „Das ist nicht wahr!
So dumm mit mir zu spaßen!

Ich wollte eher Haut und Haar
Mir stückweis schinden lassen,
Als ich durch schnöder Worte Trug
Mir ließ die Ehre rauben."

Der Schreiber: „Weder Trug noch Lug.
Du wirst es mir wohl glauben,
Siehst du das Zeichen, das ich dir
An heimelicher Stelle
Gemalt, du allerschönste Zier,
Auf dein schlohweißes Felle.
Weiß wohl, 's ist mancher Frauen Art,
Daß sie sich nicht ergeben,
Ob einer bitte noch so zart
Und lang — nein, nicht ums Leben!
Die Stolzen woll'n genommen sein,
Da hilft kein Droh'n und Flehen . . .
Und nimmt sie wer, heißt 's hinterdrein,
Es sei im Schlaf geschehen.
Drum malt ich dir das Rädel hin,
Als meines Sieges Siegel.
So geh doch, liebstes Mädel, hin
Und schau dir's an im Spiegel."

Das Magedin, das faucht und grollt:
„Der Teufel glaub' Euch die Märe!

So wahr mein Haar nicht pures Gold,
So wahr hab' ich mein' Ehre!"

Sie ließ ihn stehn und hub sich fort,
Sich eilend zu begucken
An einem wohlverborgnen Ort.
„O weh!" begonnt' sie schlucken:
„Da steht's auf meinem weißen Leib
Gemalt zu Urkund dessen,
Daß mich der Wicht gemacht zum Weib
Und mich im Schlaf besessen.
Das Unheil ist nun offenbar —
Und kann es doch nicht glauben!
Ohn' daß ich dessen ward gewahr,
Mein Magdtum mir zu rauben —
Wenn das der Schreiber fertig bracht',
Geschah's durch böse Künste.
Ich war doch trunken nicht zur Nacht
Durch starken Weines Dünste?
Ich will nur wieder zu ihm gehn —
Er soll mir nicht entkommen,
Der Gauch, er soll mir schon gestehn,
Wie er mein' Ehr' genommen!"

's ward Abend, bis die hübsche Magd
Den Schreiber sprechen konnte,

Worauf sie dann gleich unverzagt
Peinlich Verhör begonnte.
Sie saß zu ihm wohl auf die Bank,
Lachend, mit Koseblicken
Und sprach: „Da Euch die List gelang,
Muß ich mich wohl drein schicken.
Mein Magdtum habt Ihr mir geraubt,
Deß sollt' ich billig zürnen —
Ich hatte doch so fest geglaubt,
Mein Keuschheit seie hürnen.
Wie konntet Ihr so unhold sein,
Im Schlaf mich zu gewinnen?"

Der Schreiber seufzt: „Der Minne Pein,
Die brachte mich von Sinnen.
Nun schlag mich du soviel du willt,
Ich will mein Untat büßen,
Du allerliebstes Frauenbild,
Und deine Gnade grüßen."

Sprach sie: „Geschehen ist geschehn —
Will Euch mit nichten schlagen,
Ihr sollt nur ohne Falsch gestehn,
Wie das sich zugetragen.
Ich will Euch Eure Schuld verzeihn
Und Eurem Wunsch mich fügen —
Nur schenkt mir itzo reinen Wein

Und schlüpft nicht aus mit Lügen.
Nun sprecht: mit welcher schwarzen Kunst
Habt Ihr mich so umsponnen,
Daß Ihr mir nächtens meine Gunst
Unmerkend abgewonnen?"

Der Schreiber barg sein Angesicht.
„Kind, laß mich davon schweigen.
So feine Kunst, die sagt sich nicht,
Die kann ich dir nur — zeigen."

Die Jungfrau drauf: „Mir recht und gut.
Wann und an welcher Stätte?"

Der Schreiber flink: „Wann alles ruht —
Heut nacht in deinem Bette."

Das Mägdlein auf die Füße sprang.
„Kommt denn, es ist schon spate.
Ich führ' Euch über Stieg und Gang
In meine Kemenate."

Der Schreiber leis': „Ich fürchte nur,
Die Dielen werden krachen.
Da kommt man leicht uns auf die Spur,
Weil zuviel Leut noch wachen."

Da lacht sie hell: „Warum nicht gar!
Ich trau mich, Euch zu tragen.
Daß zween wir waren an der Schaar,
Wer wird da Zeugnis wagen?"

Was bänglich saß der Schreiber auf,
Sie tät den Rücken biegen
Und trug ihn fort in schnellem Lauf
Wohl über drei steile Stiegen.

Kaum schnaufte sie bei solchem Tun
Und lachte: „Sant Alene!
Du bist ja leicht als wie ein Huhn —
Ich trüge deiner zweene!"

Nun kam sie an ihr Schlafgemach,
Das lag im Mondlicht helle,
Und wie ein Rehlein übern Bach,
So sprang sie über die Schwelle.
Und wie ein' Ziege übern Pfuhl,
Hupft sie mit ihrer Klette
Noch über einen hohen Stuhl,
Eh' sie ihn schmiß auf's Bette.
Dann lief sie zu der Kammertür,
Rufend: „Sei ohne Sorgen —
Ich schieb' den festen Riegel für,
So sind wir wohl geborgen."

Risch wurden sie der Kleider bloß
Und schlupften unters Leilach.
Ihr' Freude ward unmaßen groß —
Schmerzt' auch der Minne Pfeil — ach!
Da lagen beide Mund an Mund,
Mit Armen fest umfangen —
Wär' zwischen ihrer Lippen Rund
Kein feinstes Mohnblatt gangen.
Der Schreiber spielt' der Jungfrau mit
Nach Sitt und Pflicht der Minne,
Und wie sie das mit Wonnen litt
Ward er mit Wonnen inne.

Als dann der liebe Meister frug,
Wie ihr zu Mut gewesen,
Als er sie lehrt' im Zauberbuch
Der reinen Minne lesen,
Sprach sie: „Ach hätt' ich eh gewußt,
Wie süße deine Lehre,
Ich hätt' um solche Himmelslust
Getauscht nicht Gold noch Ehre.
Und wär' das Meer ein Tintenglas,
Ein Pergamen der Himmel,
Und Mond und Sterne, Laub und Gras,
Des Sonnenstaubs Gewimmel,
Das wären alles Schreiber und
Gar hochgelehrte Pfaffen,

Sie könnten doch in tausend Stund'
Das schwere Werk nicht schaffen,
Zu schreiben, wie so sanft und süß
Ich mich in dich verwebte,
Und wie mein' Seel' durch's Paradies
Und sieben Himmel schwebte.
Vor meinen Ohren was Gesang
Als ob klein' Vöglein sängen,
Vor meinen Augen aber sprang
Ein glutig rotes Drängen,
Als wollten aus dem hellen Tau
Rotrote Rosen sprießen
Und sich auf bunter Blumenau
Dem Morgenlicht erschließen.
Im Munde ward es mir, als schleck'
Ich schlürfend in die Kehle
Ein sunderliches Festgebäck
Aus Honig und weißem Mehle.
Auf meinem Leibe Glied für Glied
Viel lustge Fiedler fiedelten,
Die allzumal ihr Minnelied
Mit hellem Tone fiedelten. –
Nun lasse Gott dich ohne Leid –
Mehr weiß ich nicht zu sagen.
Komm, Liebster, nutzen wir die Zeit,
Denn balde wird es tagen."

Vier Stunden vor der Hahnenkraht,
Drei Stund' hernach bis Prime
Tat er, worum die Liebste bat
Nach Minnerecht und Zieme.

Zu End gesungen ist mein Lied.
Ihr Knaben und ihr Mädlein,
Merkt auf, daß ihr die Lehre zieht
Aus dieser Mär vom Rädlein:
Die Weibsen, die hart wie ein Stein
Sich störrig widersetzen,
Auf jedes Ja ein saures Nein
Euch ins Gemüte ätzen,
Die werden von der Minne Leid
Am festesten umsponnen
Und büßen ihre Sprödigkeit
Durch himmelhohe Wonnen.
Dieselben sind es ganz allein,
Laßt das zum Trost euch sagen,
Die schließlich ihren Buhlen fein
Selbst in ihr Bette tragen!



Inhalt

Vorwort 5
Aristoteles und Phyllis 11
Das Häselein 21
Maier Helmbrecht 41
Die treue Magd 57
Wie man böse Weiber zähmt 65
Der Richter und der Teufel 75
Irregang und Girregarr 85
Ein Schwank beim Nußknacken 99
Der geäffte Pfaffe 105
Altweiberlist 111
Der schwangere Mönch 119
Das Rädlein 129

Umschlag
und Bilder von
E. Paul Schneider, Leipzig
Druck von Ernst Fischer
Wolfenbüttel

*

Die schönen Bücher der Freude



Verlag der Freude
Wolfenbüttel

Almanach der Freude

Ein heiterer Kranz für frohe Leute



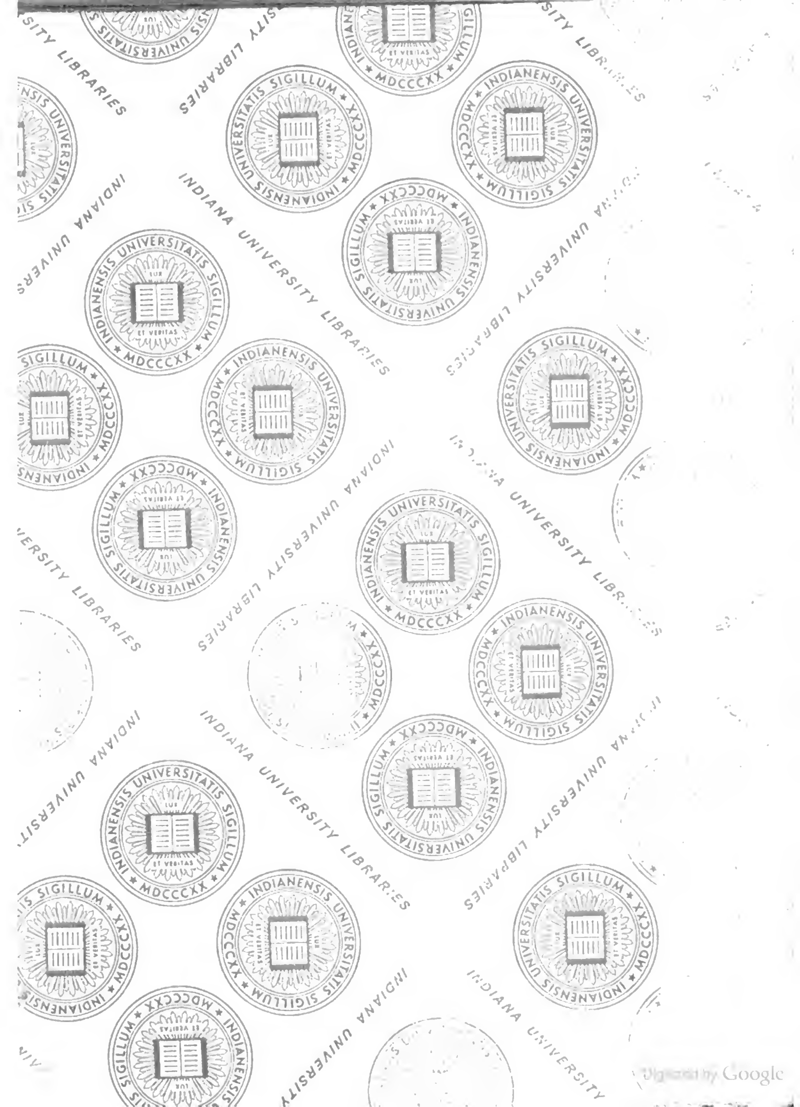
I. Jahrgang (1921) M 10.– II. Jahrgang (1922) M 15.–
III. Jahrgang (1923) etwa M 25.–

Der Almanach der Freude, dessen 3. Jahrgang demnächst erscheint, ist berufen, die besten Federn alljährlich zu vereinen, um in einer Schale die reifsten Früchte ihres Schaffens zu bieten. Mit zumeist Originalbeiträgen beteiligten sich: Otto Jul. Bierbaum, Castelle, Otto Ernst, Ludwig Finckh, Cäsar Flaischlen, Walter Flex, O. E. Hartleben, Gust. Herrmann, Anne Honekamp, Jungnickel, Paul Keller, Kiesgen, A. Landsberger, Kurt Münzer, Fritz Müller, De Nora, Fritz von Ostini, Rud. Presber, Franz Josef Prutz, Roda-Roda, Edela Rüst, Salm, Frida Schanz, Scharrelmann, Peter Scher, Frh. von Schlicht, Schubart, Sohnrey, Johannes Trojan, Mark Twain, Margarethe Windthorst, Ernst von Wolzogen, Heinr. Zerkaulen, Rich. Zoozmann u. a.

Die künstlerische Ausstattung besorgten A. Avenstrup, Hertha von Gumppenberg, Hilde Lüttens, Johanna Rauch, Walter Roeseler und E. Paul Schneider.

Die verzeichneten Werke sind durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen.

Verlag der Freude / Wolfenbüttel




DO NOT REMOVE
SLIP FROM POCKET
DEMCO
AUG 69
N MANCHESTER,
INDIANA